This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

P. 436.
I.

Vet. Ger. III A. 175

Briefe

über den Dichter

Ernst Wagner.

Erstes Bändchen.

Der zweite Band dieſer Briefe iſt bereits unter der Preſſe, und wird gegen Ende Septembers d. J. nachgeliefert.

Briefe

über den Dichter

Ernſt Wagner;

enthaltend: Lebensgeſchichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe des Dichters; Auszüge aus Briefen von ihm ſelbſt; vom Herzoge Auguſt von S. Gotha; Jean Paul Friedrich Richter; Fichte u. A.

herausgegeben

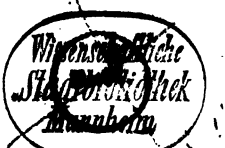
von

Friedrich Moſengeil.

Erſtes Bändchen.

Schmalkalden,
in der Varnhagenſchen Verlagshandlung
1826.

- 3 APR 1963
LIBRARY



Erſter Brief.

„Durch die Gebüſchöffnung des Parks erblickt man „den Gottesacker. Ein „Schlummere in Frieden!“ „riefen wir zur Grabſtätte Ernſt Wagners „hinüber, dem ich ſo gern im Leben hätte begegnen „mögen; denn oft erhoben ſeine Bücher meinen „Geiſt und erwärmten mein Herz. Unſer Vater„land hat wenige Männer zu verlieren, welche wie „Er that, für den Genuß der ſpäteſten Nachwelt „mit der Emſigkeit hinarbeiteten, als wäre ſchon „morgen der Tag der Ernte. Er war wie ſeine „Schriften. Ruhm und Segen der Aſche des echten „Teutſchen!“ *)

*) S. das Taſchenbuch Minerva 1825; in dem Aufſatz: „Gegenwart und Vergangenheit, von Matthiſſon.“

Dieſes herzinnige Wort, welches ein edler Dichter dem Hingeſchiedenen widmete, hat bei Ihnen, mein verehrter Freund, einen Wunſch geweckt, dem der meinige freundlich entgegen kommt.

Unſers Wagners Biographie, im ganzen Umfange des Wortes genommen, kann ich Ihnen freilich nicht geben. Dazu gehen mir zu viele Einzelheiten ab; denn es finden ſich im Gange unſers Lebens eigentlich nur zwei Perioden, wo wir uns nahe ſtanden: die des früheren Jünglingsalters, und die der letzten Lebensjahre des Dichters. Unter ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe findet ſich leider wenig, was mir hier und da eine erwünſchte Aufklärung und Aushülfe darbieten könnte.

Es iſt ein unermeßlicher Verluſt für den reinen Genuß, wie für die geiſtige Fortbildung der Zeitgenoſſen, daß Männer, die ohne eitle Selbſtüberſchätzung dennoch ihren Werth für ihr Volk und deſſen ſittliche Erhebung wohl fühlen dürfen, ſo oft verſäumen, das Wichtigſte aus ihrem Leben, — womit ich hauptſächlich den Gang des inneren meine, — in das große Archiv der Menſchheit niederzulegen. Jeder lebt ja doch nur ſein Leben, und ſollte,

wenn er zu schreiben versteht, dasselbe eher als ein fremdes, oder gar erdichtetes, unter die Feder nehmen. Welch ein reiches, vielseitig belehrendes Magazin für Erfahrungsseelenkunde müßte eine Zeitschrift sein, die solche Schilderungen des Selbsterlebten aus der eigenen Feder der Zeitgenossen aufzunehmen und zu sammeln bestimmt wäre! Ein Biolog, den kein Nekrolog zu ersetzen vermöchte! — Und da hätten wir ja auch schon den Titel zu diesem Blatte? Jeder, der sich dazu berufen fühlte, theilte viel oder wenig aus dem Kreise seiner Erfahrungen mit; Gedanken, die sich ihm bei wichtigen Ereignissen seines Lebensganges gleichsam als Resultat ganzer Jahresreihen aufgedrungen haben; einzelne Ereignisse, die sich recht lebendig in der Erinnerung erhalten, oder dem Lauf der Schicksale eine bedeutende Wendung gegeben; kleine Charakterzüge von Personen, die Einfluß auf seine Bildung hatten, oder ihm sonst durch ihre Eigenthümlichkeiten als merkwürdig erschienen ꝛc. alles recht wahr und klar erzählt, ohne überlästigen Schmuk! — Eine solche Zeitschrift, die vielleicht nicht wenige Mitarbeiter fände, müßte freilich im Voraus auf

vollständige Selbstbiographieen Verzicht leisten. Daran geht jeder schwer, und wird, wenn er's unternimmt, während der Ausführung nur allzuleicht sein eigner Romanheld. Auch gerade keine Rousseau'ischen Konfessionen möchten zu fodern sein. Zeigt man sich doch selbst dem vertrautesten Freunde nicht gern im Stande der Unschuld, der nun einmal leider zum Stande der Schuld geworden ist! Auch im Leben trefflicher, hochberühmter Männer dürften sich gewisse Partieen finden, die, so lange es Feigenbäume giebt, des Schürzchens nicht ermangeln sollten. — Fast unerläßlich möchte unserm „Biologen" die Anonymität sein; wenigstens für die Lebenszeit des Darstellers. Niemand, als der Herausgeber, müßte den Einsender kennen, um dem Publikum dafür haften zu können, daß man es mit keinem dichtenden Jüngling zu thun habe, dessen Phantasie oft die Erfahrung ersetzen zu können wähnt; sondern mit einem gereiften, besonnenen Mann, dessen Erfahrung der Phantasie den Zügel anzulegen weiß, und der nun schon den größeren Theil seines Lebenspfades überschauen kann.

Doch die Vorrede wird wohl zu lang? — Zu

ihr hat mich die Hoffnung verleitet: es könne die flüchtig angedeutete Idee vielleicht irgend einmal aufgefaßt und weiter ausgebildet werden. Fast zu spät bedenke ich, daß ich kein Buch — und selbst diesem verzeiht man lange Vorreden nur ungern, — sondern freundschaftliche Briefe zu schreiben vorhabe. Sie freilich mein nachsichtsvoller Freund, sind es längst gewohnt, den Briefsteller so zu nehmen, wie er nun einmal ist und sich giebt; aber würde ich wohl bei andern Lesern auf gleiche Langmuth rechnen können?

Zweiter Brief.

In dem Verzeichniß der Werke Wagners, deren Sie sich mit wiederholtem Genuß erfreut haben, steht sein trefflicher Wilibald mit Recht an der Spitze, begleitet von den gemüthreichen Reisen aus der Fremde in die Heimath und den genialen Malern; dann folgt die liebenswürdige, nur vielleicht nicht hofmäßig genug gehaltene, Isidora und der wackre Ferdinand Miller. Eines der Werke unsers Freundes haben Sie nicht in das Verzeichniß mit aufgenommen, welches mir doch gerade

für meinen Zweck besonders wichtig, ja unentbehrlich zu sein scheinet. Ich meine das „historische ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen; ein Anhang zu den Reisen aus der Fremde in die Heimath.“

Das Büchlein mag aus mancherlei Ursachen weniger Ansprache und Verbreitung in der teutschen Lesewelt gefunden haben. Vor allen Dingen muß man wünschen, es möge der gute Fibelschütz alle die Druckböcke haben erlegen können, die zu seinem großen Verdruß in diesen Cotta'schen Verlagsartikel eingestallet worden sind: — fast zwei Schock in vierzehn kleinen Bogen! Und dabei von so gräßlich entstellendem Aussehen, daß schon diese wilde Heerde allein alle delikate Leser aus dem Buche hinausjagen könnte.

Abgesehen von diesen Drucktodtsünden, wofür der beklagenswerthe Autor nichts kann, sondern der, welcher noch unterschiedliche Schocke zu verantworten hat, — läßt sich nicht läugnen, daß jenes Buch, um den guten, und hauptsächlich den zarten Geschmack nirgends zu beleidigen, noch einer letzten Sichtung bedurft hätte. Gewiß würde sich der Ver-

faſſer ſelbſt derſelben unterzogen haben, wäre ihm überhaupt mehr Zeit zur Feile ſeiner Werke geblieben. Er fühlte in den letzten Jahren zu ſehr, daß ſeine noch übrigen Tage gezählt ſeien; gleichwohl blieb ſeine Schöpfungskraft ungeſchwächt. Mit immer neu hervorbrechenden Blüthen ſtand der reichbegabte Baum der Phantaſie im Lebensgarten des armen kranken Gärtners. In faſt ängſtlicher Eile, noch ſo viel Früchte, als möglich zur Reife zu bringen, vergaß er bisweilen, daß zu jeder echten genußverſprechenden Zeitigung vor allen Dingen Zeit gehöre. Er ſchrieb ſehr ſchnell, und beſſerte in ſeinen letzten Werken ſelten nach. Blickt der geneigte Leſer des „hiſtoriſchen ABC“ über manches Einzelne hinweg, was vielleicht allzunahe am Kleinlichen hinſtreift, ſo ſieht er ſich für ſolche Nachſicht gewiß belohnt durch eine reizende Fülle tiefer Empfindungen, ſcharf aus dem Leben gegriffener Bemerkungen, humoriſtiſcher Phantaſieſpiele und ergetzlicher Scherze. Hauptſächlich iſt das genannte Werkchen Wagners vertrauteren Freunden eins der allerſchätzbarſten Stücke ſeines Nachlaſſes. Sie werden mir daher gern erlauben, in meinen Brie-

fen über ihn manches Erläuternde dorther zu entlehnen.

Meine Bekanntschaft mit Ernst Wagner knüpfte sich früh an. Die älteste seiner beiden Schwestern war an den Prediger eines hessischen Dorfes verheirathet, kaum eine Stunde weit von meinem damaligen Wohnort entfernt. Wagners Schwager, ein schon ziemlich bejahrter Mann, war meinem Vater ein werther Amtsbruder, und so herrschte zwischen beiden Familien die vertraulichste Gastfreundschaft. Bei einem Besuche der braven Pfarrleute sah ich unsern Ernst zum ersten Male. Er war schon ins Jünglingsalter getreten; ich, zwar noch Knabe, indeß schon reif genug, des neuen Bekannten Werth zu würdigen; oder, — wie ich mich eigentlich meinem damaligen Gefühle gemäß ausdrücken müßte, — zu vergöttern. Bis zu meinem funfzehenten Jahre hatte ich nur die Bauernknaben, neben welchen ich auf der Schulbank saß, zu Spielgesellen gehabt; Ernst Wagner war der erste geistig begabte, gebildete Jüngling den ich kennen lernte; und um mich ganz zu bezaubern ließ er sich herab, mein Bruder zu werden.

Indem ich mich jetzt lebhaft in jene unvergeßliche Zeit und auf jenen nicht minder unvergeßlichen Schauplatz unsers frohen Jugendlebens zurückversetze, ermuntert mich der Gedanke, daß auch Sie mein Freund, indem Sie meiner Erzählung folgen, nicht ganz auf unbekanntem Boden stehn. Denn nichts kann dem Erzähler mehr zu statten kommen, als wenn des Lesers eigne Anschauung da nachhelfend eintritt, wo keine Beschreibung ausreicht. Lassen Sie mich also aus einem Ihrer früheren Briefe Ihnen eine Stelle ins Gedächtniß zurückrufen, mit deren Auffrischung zugleich das dort so kenntlich gezeichnete Bild aufs Neue hervortreten wird. Sie schildern nämlich den wohlthätigen Eindruck, den die Ansichten des Werrathales auf Sie machten, als Ihre Badereise nach Liebenstein Sie durch dasselbe führte. — Ich muß aber von Ihrer lieben Mittheilung einige Zeilen mehr abschreiben, als es streng genommen nöthig wäre. Es ist nun einmal meine Schwäche, jene unvergleichliche Gegend überall zu loben und loben zu hören!

„Wie sehr weiß ich's dem Freunde Dank," — so lauten Ihre gütigen Worte, — „daß er mir das

Verlangen nach dieser Luftreise zu wecken wußte! Der brieflichen Mahnung half allerdings auch das mitgesendete Büchlein nach. *) Mich labte unterwegs die Hoffnung, aus der berühmten Heilquelle auch für mich manchen Labetrunk zu schöpfen; und in der That sprudelte sie mir eine erquickende, jede Lebenskraft anregende Stärkung zu. Doch lassen Sie mich's gestehn: auch dann, wenn die gepriesene Najade Liebensteins Ihr freigebig gespendetes Lob nicht an allen Kurgästen bewährte, so würde schon der Reiz ihres Wohnorts und die erheiternde Reinheit der Gebirgsluft das liebliche Thälchen zu einem trefflichen Heilplatze für preßhafte Gelehrte und Geschäftsmänner machen. Auch ohne Mineralwasser könnte man dort gesund werden! Schon die Reise längs der Werra herab, — wie abwechselnd in reicher Mannigfaltigkeit! Nicht prunkend mit großen

*) Von der oben erwähnten Schrift ist bei Fr. Wilmans eine zweite sehr vermehrte Auflage mit sieben von Geisler gestochenen Ansichten verziert, erschienen, betitelt: „Liebenstein und die neuen Arkadier; Naturgemälde und Erzählung von Friedrich Mosengeil. 1826."

Ansichten, wie sie etwa der einzige Rhein darbietet; aber desto treuer dem sanfteren idyllischen Charakter! Die Felder umher mögen zwar dem Landmanne seine Aussaat nicht in jener Fülle und Ueppigkeit, wie die des südlicheren Teutschlandes, zurückgeben; aber um so mehr erfreut der fleißige Anbau; die sorgfältige Nutzung jedes, auch des kleinsten Erdfleckchens. Die Werra, — keine Weingelände bespülend, keine Frachtschiffe tragend, — nicht an glänzenden Städten und Landhäusern hinziehend, — ist doch der frischen blumenreichen Wiesgründe vollkommen würdig, durch welche sie sich nicht übereilend auf ihrem schönen Wege, so sanft in vielfachen Windungen hinschleicht. Und über den Fluren ihres Gebietes erhebt sich allmälig gen Norden die dunkelblaue Gebirgskette des thüringer Waldes. Einer seiner höchsten Gipfel, der Inselsberg, winkt dem Wanderer schon in meilenweiter Ferne zu, als riefe er; „Komme nur herauf zu mir, und ich will dir den sauren Weg durch einen unvergeßlichen Blick in das schöne Thüringen belohnen!"

„Eine Höhe überraschte mich auf dieser Reise durchs Werrathal mit so reizender Aussicht, daß

ich, um mich ihrer recht zu erlaben, meinem Kutscher halt! zurief, und dann den beengenden Reisekasten leer voraus ziehen ließ. Es war der Hügel über dem Dörflein Wernshausen, wo sich der erweiterte Grund nach Salzungen hin öffnet. In der That ein entzückendes Landschaftsbild! — Im Vorgrunde mir zur Rechten am Fuß der hessischen Berge ein romantisch gelegenes Dorf mit hohem, pyramidenförmig zugespitzten Thurme; vor mir die drei Breitungen, welche mit dem tiefer hinabwärts liegenden Flecken, Barchfeld, von hier aus gesehen, eine ansehnliche Stadt zu bilden scheinen; — gegen Nordwest der dunkle Wald mit dem grauhervorragenden Bergschloß Liebenstein, dem Ziel meiner Reise. O wie wohl wurde mir unter den Feldbäumen dieses Hügels, in deren Schatten ich mich zu beschaulicher Ruhe gelagert hätte! Auch die Luft, welche hier wehte, schien mir milder, reiner, erquickender, als höher aufwärts, im engen Meininger Thale; alles lichter, lachender! Welch eine unvergeßliche Stunde!"

Hier, mein Freund, haben Sie sich selbst auf den Schauplatz meines Jugendlebens versetzt. Eines

jener drei Breitungen war meines Vaters Pfarrdorf; und jenes mit dem spitzen Pyramidenthurme, dessen Lage ihre Schilderung als romantisch heraushebt, ist dasselbe, wo Wagners Verwandte wohnten, wo ich ihn zum ersten Male, und nachher so oft sah. Hatte die Natur Ihrem Freunde auch nur ein kleines Fünklein vom heiligen Feuer mitgetheilt, das in Wagners Dichtungen glüht, so mußte es auf jenen Spaziergängen nach Fambach (so hieß das bezeichnete Dorf,) gewiß allmälig geweckt und dann bald zur Flamme angefacht werden!

Laut aufjauchzend vor inniglichem Jubel trug ich, so oft die elterliche Erlaubniß es vergönnte, mein junges fröhliches Herz durch die schönen Auen, den Ufern der Werra entlag, meinem ersten Freunde entgegen. Hatte ich die Brücke auf der hessischen Gränze hinter mir, so wurde gewöhnlich der Schritt zum Lauf. Ueber die duftigen, den Fuß elastisch hebenden Wiesen hin gings dann in scharfem Trott, bis ich mit glühenden Wangen und glänzenden Augen auf der Höhe des Saatfeldes stand, von wo ich den Pfad überblicken konnte, der zu dem Garten des Pfarrhauses hinab lief. Und

aus dem Hinterpförtchen jenes schönen Baumgartens kam gewöhnlich mein Freund mir entgegen. Welche Wonneseligkeit für einen damals noch so freundarmen, sich so sehr nach Liebe sehnenden Knaben! — Und welche Genüsse winkten bis zum späten Abend wo wir gemeinsam lasen, plauderten, scherzten, oder auch das Dörfchen und seine Flur unter ergetzlichen Wettläufen, Wettsprüngen und Wettwürfen durchstreiften; — worin denn freilich der ältere geübtere Ernst fast immer Sieger blieb. Er war schon damals ein großgewachsener, muskelfester junger Mensch; wie es schien, von unverwüstlicher Gesundheit, und dabei von einem ansprechenden männlich schönen Aeußern. (Beiläufig: Sein Bild vor der „Reise in die Heimath" ist von sprechender Aehnlichkeit.) Also auch in dieser Hinsicht blickte ich zu ihm hinauf, wie Er auf mich herab, so daß ich, trotz der traulichen Brüderschaft, doch auf alle Weise Respekt vor ihm haben mußte. Ja, ich fürchtete zuweilen sogar seinen eisenfesten Händedruck; denn gelang es mir auch bei stoischer Anstrengung, ein lautes Aufschreien zu unterdrücken, so zuckte und zerrte doch der Schmerz in allen Gesichtsmuskeln

herum, zur großen Belustigung des neckenden Freundes.

Lassen Sie mich, indem ich dieser kleinen Neckerei erwähne, zugleich eine Bemerkung, die nur ungern gemacht werden kann, kurz mit abthun. Der Hang dazu, — und das ist eine jener Schattenseiten, welche nun einmal in keinem treuen Charaktergemälde fehlen dürfen, — war unserm Wagner früherhin eigen, und blieb in der Folge nicht immer unschuldig. Das Bewußtsein seines geistigen Uebergewichts über Viele machte ihn nicht selten zum scharfen, ja bisweilen ernstlich wehthuenden Satyriker. In seinen Schriften tritt diese Spottlust weniger hervor; und glücklicher Weise verlor sich auch in der spätern Periode seines sich veredelnden Lebens jenes schonungslose Anstacheln fremder Persönlichkeit, welches, selbst wo es vom Witz begleitet wird, doch stets eine bittre, das Herzblut vergiftende Schärfe sowohl bei dem Spötter, als auch beim Verspotteten zurückläßt. Nicht immer siegt der gute Genius so, wie bei unserm Wagner, dessen tiefe Gemüthlichkeit, das böse Prinzip gänzlich überwindend, in den höheren männlichen Jahren her-

vortrat. Dann erst wurden ihm gar Manche befreundet, die vielleicht früher seine scharfen Spitzen gefürchtet hatten, oder ihm heimlich abgeneigt gewesen waren.

Nach dieser Zwischenbemerkung eile ich wieder leichteren Herzens zu unsern Fambacher Studien zurück.

Welche neue entzückende Bekanntschaften verdankte ich meinem Ernst! Bücher, die ich kaum nennen gehört, waren ihm bereits alte Vertraute. Einige der damals empfangenen Eindrücke waren so tief, daß sie sich mir auch jetzt bei dieser Schilderung aufdringen. — Wagner war es, der mir zuerst Bürgers Lenore vordeklamirte, so wie nachher zur Verstärkung des Effektes seine geliebte Philippine, (die jüngere unverheirathete Schwester; ein weniger hübsches, als kluges, feingebildetes Mädchen,) sie mir zum Klaviere, — irre ich nicht, nach einer Komposition von André, — vorsang. Der Zuhörer kam ganz außer sich über dieses Gedicht, so daß die Sängerin einmal mitten im Gesange laut zu lachen anfing; denn ihr Blick traf zufällig ein starr angaffendes Gesicht, dessen

Besitzer Mund und Augen weit aufgethan, und überhaupt bei diesem unaussprechlichen Genuß des inneren Menschen, alle Aufmerksamkeit auf den äußeren gänzlich verloren hatte. — Tage- und wochenlang wurde ich das „Graut Liebchen auch" nicht wieder los. Wagner aber meinte: „Das sei alles noch nichts, sondern es müsse ganz anders und besser kommen!" Und so geschah es!

Was mir aus der Wagner'schen Handbibliothek mitgetheilt wurde, (es waren darunter Werke von Shakespear und Göthe; selbst Werther fehlte nicht!) mußte wohl schwerverdaulich für mein Alter, für meine mangelhafte Bildung vielleicht schädlich sein. Daran dachte jedoch mein enthusiastischer Freund nicht. Geniale Menschen sind in der Regel schlechte Pädagogen. Der Eindruck aber war unbeschreiblich! Ich sah mich in eine neue Welt versetzt; ja, in ein Paradies! Und da ich manches Buch heimlich lesen mußte, indem die väterliche Zustimmung keineswegs überall zu verbürgen gewesen wäre, so befand ich mich nun schon ohne Zweifel nahe am Baum der Erkenntniß selbst. Die Sonne, welche Wag-

ner über mir aufgehen ließ, zeitigte mich zum Jüngling; alle Blüthen des jungen Lebensbaumes sproßten und thaten sich auf, gleich den Knospen der Maiflur nach einem befruchtenden Gewitterregen.

Gewiß weckte meine Begeistrung, wie unbeholfen sie sich auch äußern mochte, doch eine steigende Theilnahme meines Freundes. Es gab Stunden, wo wir, unter einem blühenden Apfelbaum des Pfarrgartens hingestreckt, Ein Herz und Eine Seele waren. In einer solchen Stunde vertraute mir Ernst: daß er selbst schon gedichtet, und einige seiner Versuche auch gedruckt erschienen seien. In welchem, ohne Zweifel längst vergessenen, Journale? habe ich nicht behalten *); desto stärker ist die Wirkung der kleinen Romanze in der Erinnerung geblieben. Das hatte nur noch gefehlt,

*) Mich dünkt, er nannte mir ein damals zu Leipzig herauskommendes Damenjournal. — Nur zwei Gedichte aus jener frühsten Periode haben sich mir erhalten; ich theile sie in der Beilage mit

daß mein Ideal, — meine erste Liebe, möcht' ich sagen, nun vollends gar in der überirdischen Glorie des Schriftstellers und Dichters erschien! Der Stolz, ihn zum verbrüderten Freunde zu besitzen, machte mich so übermüthig, daß ich selbst ein Dichter, wie mein Ernst, zu werden mir vornahm. Diesen heroisch großen Gedanken mochte ich einige Wochen lang in meinem armen Seelchen herumgewälzt haben, als in der That ein gewisses Ding zu Stande kam, das ich für ein Gedicht hielt. Eine Art von Idylle; — die Musen, oder vielmehr die Erinnyen mögen wissen, auf welchen Versfüßen sie einherstelzte! Die erste gelungene Abschrift, (mehrere wurden als inkorrekt kassirt,) bestimmte ich dem Freunde. Die Uebergabe des Kunstwerkes geschah, — kein günstiges Omen! — auf dem Gottesacker zu Frauenbreitungen, wo wir zuweilen uns mit Entzifferung alter bemooster Grabschriften unterhielten. Der Dichter und sein Recensent standen gerade an einem Grabstein, worunter eine Amtmannsfamilie des vorigen Jahrhunderts in Frieden schlummerte. Wagner empfing die Dichtung mit angenommener Ernst-

haftigkeit, indem er sich gravitätisch auf dem Epitaphium neben der Geduld nieder ließ, welche allda in Sandstein ziemlich aus dem Groben gehauen war. Er las die Erstlinge der Muse seines jungen Freundes anderthalb Mal durch, und gab sie ihm dann zurück, der mit einem erwartungsvollen „Nun?" gewiß auf einiges Lob gespannt war. Aber wie soll ich Ihnen seine Antwort beschreiben? — Um sie auch nur einigermaßen anschaulich zu machen, muß ich vor allen Dingen einer Naturgabe erwähnen, wodurch unser Wagner, besonders in seiner früheren Zeit, über alle Maßen komisch sein konnte. Die Kunst, eine fremde Persönlichkeit täuschend nachzuahmen, besaß er in ausgezeichnetem Grade; sein Mienenspiel fügte sich seinem Willen, und mit der Stimme konnte er machen, was er wollte. So z. B. brachte er den Schall eines Posthornes auf eine so täuschende Weise vermittelst der Lippen hervor, daß er sich oft den Spaß machte, dadurch einen trägen Straßenfuhrmann zum Ausweichen zu zwingen. Sein Klavierspiel accompagnirte er mit den lächerlichsten Possen halb pfeifend, halb singend; so daß der

Singlaut äußerst künstlich das Pfeifen in der Sekundstimme begleitete *). Dabei gab es die unerhörtesten Koloraturen und Triller, mit einem seltsamen Murmeln und Zischen untermischt. Hatte

*) Im „Fidelschützen" erzählt Wagner: „Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammengenommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen, und den Baß dazu brummen, und wußte endlich, vermöge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Stimme vom Diskant und Baß noch so viel Zeit abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dies Talent oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchstwunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich."

er durch diese possirlichen Künste die Lachlust der Zuhörer aufs Höchste gereizt, dann blickte er sich, als nähme er's gewaltig übel, mit zornigem Gesichte um, und erhob ein wunderliches Geschwätz, so daß man im schnellen Durcheinander hoher und tiefer Sprachlaute durchaus keine Sylbe zu unterscheiden im Stande war.

Nun dann, — dieses Mienenspiel, dieses närrische Murmeln, Pfeifen und Plappern war seine Antwort an den armen verlegenen Idyllendichter, der es indeß jetzt zum ersten Male nichts weniger, als lächerlich, sondern eher höchst ärgerlich fand. Hocherröthend bat ich noch einmal um sein Urtheil; allein es blieb bei der vorigen Antwort.

Dies ist die kurze traurige Geschichte der ersten Recension, die Ihr Freund als Schriftsteller hienieden erleben mußte; und hätte ihn späterhin jede so tief gedemüthigt, so wäre er höchstwahrscheinlich weder ein Schriftsteller geblieben, noch Ihr Freund geworden, — da ja unsre Bekanntschaft eigentlich doch nur durch unsre miteinander befreundeten Musen vermittelt worden ist!

Beilage zum zweiten Brief.

I.

(im März 1784.)

Liebe! ſüßes zartes Band
Das die Menſchen bindet,
Biſt geknüpft von jener Hand,
So die Welt gegründet.

Ha! in meiner Lieben Arm
Fliehen alle Leiden;
Fliehet aller Erdenharm,
Kommen Himmelsfreuden.

Vorſchmack ew'ger Seligkeit
Giebſt du uns, o Liebe;
Und dort in der Ewigkeit
Iſt noch größre Liebe!

Nun, du lieber, lieber Gott!
Biſt ja ſelbſt die Liebe!
Dämmert einſt mein Abendroth
Sterb' ich Dir — aus Liebe!

II.

An meine Freundin, zu ihrem vierzehnten Geburtstag.

(im Februar 1785.)

Ein zärtliches Wörtchen
Und auch wohl ein Törtchen
So oben drein —
Nicht wahr, das wäre ganz fein,
Und wohl das Beste
An deinem Feste?
Jedoch die Zeiten
Sind leider schwer!
Ein andermal mehr!
Jetzt nimm nur das Wörtchen.

Durch liebliches Grün
Des Lebens, bei Bächen
Durch blühende Flächen,
Da wandle Du hin!
Lieb' immer die Tugend.
Die Freuden der Jugend
Genieße mit Lust.

Erhebe dein Herz
In Freude und Schmerz
Aus jungfräulicher Bruſt.
Wie Nebel zerrinnen
Die Freuden der Welt.
Wem ſie nicht gefällt,
Der ſteigt mit den Sinnen
Zum Himmel empor;
Zerreißet den Flor
Der Erde und ringet,
Und kämpfet und ſchwinget
Zu Gott ſich hinauf.
Dein irdiſcher Lauf
Sei, Mägdlein, gerade!
Drum folge dem Pfade
Der Unſchuld nur nach!
Dann ſieh jenen Tag,
Das Ziel deiner Bahn,
Voll Freuden ſich nahn;
Und erndte den Lohn
Der Tugend, den Du
Erwarbſt, in der ewigen Wonne und Ruh!

(Die Entstehung des allerersten Gedichtes in des Knaben, schon mächtig zur Gestaltung hinstrebenden Phantasie erzählt Wagner mit rührend ansprechender Gemüthlichkeit in seiner „Reise aus der Fremde in die Heimath“ am Schlusse des vierten Briefes.)

Dritter Brief.

Am Schluſſe meines vorigen Briefes erſchrack ich ein wenig über die Bemerkung, daß ich auf gutem Wege ſei, der Biographie meines Freundes die eigne mit einzuſchwärzen. So habe ich Ihnen denn gleich einen Beleg zu meiner früheren Behauptung aufgeſtellt: „jeder bleibe immer nur in den Schranken ſeines Lebens befangen.“ In der That ſieht man ſich ſchon nach wenigen Verſuchen zum Bekenntniß gedrungen: es ſei ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, eine fremde Perſönlichkeit zu ſchildern, ohne daß ſich die eigne, — und geſchahe es auch unter dem ſtrengſten Incognito, — mit einmengt. Kann es anders ſein? Auch die vertrautere Bekanntſchaft läßt immer noch ſo manche unabſehbare Ferne und zweifelhafte Stelle in der Anſchauung von des Freundes Leben zurück, daß unſer allzeit gegenwärtiges Selbſt ergänzend ins Mittel tritt, um die fühlbaren Lücken, ſo gut oder ſo ſchlecht es gerade geſchehen mag, auszufüllen. Dennoch will ich Ihnen, mein

nachsichtsvoller Freund versprechen, daß künftig das zudringliche Ich so selten als möglich, — also doch hier und da ein wenig! — mitsprechen soll.

Wer unsern Ernst als Jüngling so recht in der Fülle gemüthlicher Lust daheim sehen wollte, der mußte ihn zu Roßdorf besuchen *) — ein damals ritterschaftliches, jetzt S. Meining'sches Dorf, dessen Lage zwar beschränkt, aber keineswegs reizlos ist. Besonders schön ist die Pfarrwohnung auf einer Anhöhe gelegen, von welcher man den ganzen Flecken mit seiner Wiesen- und Ackerflur überschaut. Die Aussicht wird durch hohe Laubholzwaldungen begränzt, deren höchster Gipfel, der Bleßberg, dem Fluge der Einbildungskraft einen schönen Ruhepunkt gewährt, um von dort aus noch weiter in die milderen Niederungen des Werragrundes zu schauen. Unmittelbar hinter dem Pfarrhause zieht sich ein Baumgarten am

*) Es ist aus seinen eigenen Kinder- und Jünglingsjahren, was E. Wagner mit tiefer Gemüthlichkeit und Wahrheit im neunten Briefe des I. Bandes seiner Reise aus der Fremde in die Heimath erzählt.

Hügel hin, und noch höher aufwärts setzt die Kirche, mit ihrem sie umgebenden Friedhof, dem Dorfe und der ganzen Gegend die Krone auf. Das Haus ist nicht groß, aber freundlich und wohnlich; eins von denen, worin sich der Gast gleich bei seinem Eintritt bequem und heimisch fühlt; zumal wenn ihm so liebe brave Menschen bewillkommnend entgegen kommen, als Wagners Eltern waren.

Ich hatte, ebenfalls durch Hülfe meines bücherkundigen Freundes, kurz vor meinem ersten Besuche Roßdorfs „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" gelesen. Ein Roman in Briefen, deren Schulmeisterton mir Ernst zwar getadelt, deren vielseitige Welt- und Menschenkenntniß, verbunden mit einer, zwar etwas breiten, doch charaktervollen Darstellungsweise, er mir aber eben so sehr angepriesen hatte. Ohne Zweifel überschätzte ich damals das Buch, wo es allgemein gelesen war, aber ich schätze es noch jetzt, wo es bei der Lesewelt in Vergessenheit gerathen ist. In diesem Lebensgemälde tritt ein gewisser Pastor Gros als eine der Hauptfiguren hervor.

Er wurde mir das Ideal eines würdigen Geistlichen; und wie man in jenem Alter zu jedem idealischen Bilde der Phantasie ein entsprechendes Urbild in der Wirklichkeit aufsucht, so hatte ich mir im Pfarrer Wagner meinen Pastor Gros verkörpert; so daß es mir oft vorkam, als müsse der Verfasser gerade diesen Mann persönlich gekannt und aufs treuste kopirt haben. In der That kann man sich keinen ehrenfestern, musterhafteren, bei wahrer Herzensfrömmigkeit duldsameren, und für seinen segenreichen Wirkungskreis gebildeteren Geistlichen vorstellen, als Wagners Vater war. Auch hatte für ihn der Sohn, ganz wie sichs gebührt, gränzenlose Liebe und Ehrfurcht; wie er sich denn stets eines gewissen Ahnenstolzes auf seine braven Vorfahren zu rühmen pflegte. In seinen letzten Jahren, wo er so gern in traulichen Gesprächen die glücklicheren seiner Jugend zurückrief, hat er auch mir erzählt, was ich Ihnen hier mit seinen eigenen Worten wieder gebe:

„Ich besuchte einst im Durchfluge eine sehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war schwül. Wir saßen im Grasgarten unter drei hohen Wallnuß-

bäumen, sprachen von guten Zeiten und Menschen, und ich war von Herzen froh und warm geworden. Welche Kühlung, rief ich aus, geben doch diese schönen herrlichen Bäume! Ich glaube, es sind die schönsten auf der ganzen Erde! Der alte Geistliche sah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an, — und ach, wie ward mir in diesem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauer, als ich die Bedeutung seines Lächelns erfuhr! — Er hatte wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieser hatte ihm einst erzählt: daß er hier, (wo mein Großvater, und nachher mein Onkel, Pfarrer gewesen,) als ein kleiner Knabe drei Wallnüsse gesteckt, und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe groß gezogen, worauf er in die Fremde gegangen, und dem älteren Bruder die Sorge für sie überlassen. —"

„Wie gewaltsam habe ich einst meine Freudenthränen zurückhalten müssen, als ich ein Stück Weges mit einem uralten Bauer aus diesem Dorfe ging, welchen mein Großvater noch konfirmirt hatte, und der mir, — dem Ahnenstolzen! —

von der Liebe erzählte, die mein Onkel in der Gemeinde genossen, und daß dessen Vater, der alte Siegmund, und seine Ehefrau, doch ganz gewiß aus ihren Gräbern sogleich gen Himmel gefahren seien! — Ich drückte ihm die Hand, — und o! hätte ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber ich fühlte mich fremd, und es hielt mich eine gewisse Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an! Aber ach, wir sind doch nicht so gut, wie unsre Väter waren!"

Auch eine andre Stelle aus seinem Fibelschützen, der Artikel „Apostroph", gehört ganz hierher:

„Immer fällt mir bei diesem Worte das neutrum cum apostropho ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen: das Maskulinum le, das Femininum la, und — das Neutrum

cum apostrophio (l'enfant, l'agneau.) Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie jetzt noch so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabei, — besonders in diesem Augenblick, — immer unruhig an's Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich seinen Kenntnissen nie etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wüßt' ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! denn es gab wohl nie einen redlicheren Wahrheitsforscher, als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges einmal auf dem königlichen Pädagogium zu Halle, wo mein Vater Lehrer gewesen war, wirklich eine Zeitlang allgemein geglaubt worden sein muß. — Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Hebräer, Chaldäer, Syrer und Araber — und dabei doch ein echter Teutscher! Aber, als Schüler des sanften, und doch ernst-systematischen Baumgarten in Halle, — o war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache

auch solche hübsche drei genera zu verschaffen wünschtest, wie andre honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig endlich, du gottloser Rabensohn! — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich, — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!“ flüstert er mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.“

Welch ein Glück für mein junges, fast noch leeres, aber doch so empfängliches, Herz, in den Kreis dieser liebenswürdigen Pfarr-Familie einzutreten, wo man den Jüngling so gütig und herzlich aufnahm, als wäre er ein erwachsener geprüfter Hausfreund! Wagner hatte außer den erwähnten Schwestern noch einen älteren Bruder daheim, weniger reich vom Genius begabt, als Ernst, aber doch von guten Anlagen; fast noch belesener in schöngeistigen Schriften, als dieser; übrigens einnehmend, bei ausgezeichneter Körperschönheit. Alle Mitglieder der Familie waren durch die innigste Eintracht verbunden. In ihrer Unterhaltung

herrschte der anmuthigste Wechsel von Ernst und Scherz, und der Fröhlichkeit fehlte es niemals an jener geistigen Würze, ohne welche sie so leicht fade und gemein wird. O wie klopfte mir das Herz vor Freude, so oft ich durch den schönen frischen Wald über den Bleßberg herabschritt, und mir nun von ferne das befreundete Haus am Kirchenhügel entgegenblinkte; — und wie schlug es wieder vor Wehmuth, wenn ich scheiden mußte, und noch eine Strecke von den Freunden begleitet, allein ins Werrathal zurückwanderte!

Das Vaterhaus, — von Wagnern in später Zeit immer freudig dankbar erwähnt, und oft schmerzlich vermißt, — war für ihn die einzige Vorbereitungsschule zur Universität. Der ehrwürdige Vater, ob er gleich an ein französisches Neutrum cum apostropho glaubte, war doch ein kenntnißvoller, trefflicher Lehrer, und konnte dem talentreichen Sohne allerdings den Gymnasial-Unterricht, — aber doch immer nur in gewisser Hinsicht, — ersetzen. In mancher andern beklagte es Wagner späterhin, keinen vollständigen Kursus in einer öffentlichen gelehrten Vorschule gemacht zu

haben. Gerade dadurch trennten sich auch unsre Wege. Seit ich die Schule bezog, sahen wir uns selten; das geknüpfte Band ward allmälig loser, bis es endlich nach einer Reihe wechselvoller Jahre uns wieder aufs Neue fester als jemals vereinigte.

Als Student zu Jena war Wagner emsig; nebenbei ein überaus beliebter und unterhaltender Gesellschafter in kleinen Freundezirkeln; auch wohl mitunter, wie's nun einmal die Zeit mit sich brachte, in der Burschensprache „ein fideles Haus": doch nöthigten ihn ökonomische Rücksichten zu mancher wohlthätigen Einschränkung, so daß sich jedes Uebermaß in der Burschenfidelität wohl von selbst verbieten mußte. Wie es um jene Zeit mit seinen poetischen Erzeugnissen gestanden haben möge, ist mir, dem später Hingekommenen, unbekannt. Doch giebt ein Kollektaneenbuch seines Nachlasses so viel zu erkennen, daß er damals wenigstens Manches für künftige Ausführung vorarbeitete. Das juristische Fach, ob er es gleich selbst erwählt, war wohl gewiß seiner Eigenthümlichkeit wenig zusagend. Ein poetisch Hochbegabter, der in den Zaubergärten einer immer-

blühenden Phantasie süßen Blumenhonig naſcht, und an Göttertiſchen zu Gaſte geht, wird ſchwerlich den magern, — obgleich allerdings recht geſunden, — ſpartaniſchen Suppen der Pandektenköche einigen Geſchmack abgewinnen können! Indeß zweifeln wir nicht, daß unſer Freund, als er heimkehrte, ſein Jus verſtand. Als praktizirender Advokat hat er wenigſtens keinen Proceß verloren, denn — er hat niemals einen geführt! — Der damalige Gutsbeſitzer von Roßdorf, Freiherr von Wechmar, ein geiſtreicher, vielſeitig gebildeter Mann, ſchätzte Wagners Vater hoch, und machte ſich auch um den Sohn auf mancherlei Weiſe verdient. Er ernannte ihn, bald nach der Rückkehr von der Akademie, zu ſeinem Privatſekretär. In der Folge bekam er die Oberaufſicht über den ökonomiſchen Betrieb der vielverzweigten Wirthſchaft; und wie er mit Geiſt, Kraft und Geſchick dieſem Geſchäft die poetiſche Seite abzugewinnen wußte, das iſt am beſten aus ſeinem Wilibald zu leſen. Die vier Jahreszeiten, welche die vier Abtheilungen dieſes ſchönen Romanes bezeichnen, geben dem erfahrnen Land-

mann überall Gelegenheit, einen kenntnißreichen, nicht blos auf der Oberfläche haftenden, Blick in die mannigfaltigen Geschäfte des Feldbaues zu erkennen. Wer dort unsern Ernst beobachtet hätte, wie er mit Frohn- und Lohnarbeitern auf den Feldern umherstreifte, mit den Knechten hinter den Erntewagen heimzog, oder auch, dem Säemann nachhelfend, hinter dem Ackerpflug herging, der hätte freilich wohl in dieser Gestalt und Beschäftigung einen der geistreichsten Dichter Teutschlands nicht geahnet!

Nächst der ökonomischen Verwalterstelle, versah er noch die eines Aktuars, der dortigen Patronats-Gerichte. Aber gerade dieser fast zehnjährige Geschäftskreis unsres Freundes ist nicht der erfreulichste seines Lebens. Zwar genoß er von Seiten des Gutsherrn und seiner Familie Freundschaft und Achtung; aber dennoch fühlte er sich nicht im angemessenen Wirkungskreise. Das väterliche Haus starb allmälig aus; das einfache, reizvolle Leben, was sonst dort gewohnt hatte, fand sich jetzt, wo sein Bruder an des Vaters Stelle eingerückt war, nicht mehr. Vielfache Anstrengun-

gen und Verdrießlichkeiten verleideten ihm seine Dienstgeschäfte, und die Verstimmung des Gemüthes führte auch manchen, tief ins Leben eingreifenden Irrthum herbei.

Doch hatte dieser Zeitraum auch manche Tröstung. Er verheirathete sich mit der Erzieherin der Wechmar'schen Kinder, die ihm eine treue Mutter von zwei Söhnen und einer Tochter ward.

Kaum aber läßt sich die Heirath eines Dichters erwähnen, ohne der Liebe seines Herzens noch insbesondere zu gedenken! Ein so tief gemüthlicher Mensch, wie unser Ernst, konnte nicht wohl bis zum reiferen Mannesalter vorschreiten, ohne ein romantisches Verhältniß zu irgend einer Auserwählten anzuknüpfen. Kein Mann, und wäre er auch ein so echter Dichter gewesen als Wagner, — hat heißer, inniger geliebt als Er!

Doch gerade hier muß der Erzähler, da er es nicht blos mit Gestorbenen zu thun hat, einen Schleier über die Herzensgeheimnisse seines unvergeßlichen Freundes ziehen. Nur so viel, als dieser selbst zu enthüllen für gut fand, erlaubt er sich in diesen Briefen mitzutheilen. — Es ist

hauptsächlich Eine Stelle seines ABC Büchleins, die ich hier einschalten muß:

„Liebe, — himmlisches Wort! Wie könnte ich den Buchstaben L denken, ohne das Ganze deiner fünf Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichem Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom jungen Gott des Reichthums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! — Oft schwebst du gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde, und wie frisch sind deine hohen, reinen Melodieen! Oft schmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen sich ach, zum sterbenden Fall! — Oft trifft du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz; — im Busen bebt das erschrockene Herz wie vom Donner gerührt: — aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! Oft — — — aber heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig singen — diese

göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe, — Dein bin ich, — und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch verſinken und — erwachen! . . Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte, aus dem mein Geiſt Tropfen des Himmels ſog! Dank vor allen Dir, liebliche F., deren holde Sterne jetzt noch ſo jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache hat, ſo iſt ſie Geſang, wie die des Deinigen war! Denn ſo oft ſein Glanzblick in reiner Zärtlichkeit wie Lerchenton emporwirbelte, ſenkten ſich mit dem jugendlich verſchämten Augenliede auch jene Liebeslieder, gleich Aedons ſterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann ſo unſchuldig ſehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahren begehrte."

Welche Sprache! welche Glut! — Dieſe F. blieb, ſo ein guter Gatte auch Ernſt Wagner war, doch ſeine ewige Liebe. Einſt ſah ich ihn oft als Jüngling an jenem Hügel in ſüßen

Empfindungen verloren stehen, wo er — nicht Sie selbst, — nein, nur das ferne Haus erblicken konnte, wo sie wohnte; und noch als Mann, ja schon mit Bewußtsein dem Grabe entgegen gehend, hörte ich ihn mit nassen Augen klagen: „Mit ihr habe ich die reinste Seligkeit meines irdischen Lebens verloren!" — Ja, diese ewige Liebe war edel und rein, und darf sich nicht schämen, auch jetzt noch erwähnt zu werden, wo schon hohes Gras über dem zerfallenen Herzen des Ewigliebenden wächst! — Die Bezeichnete, — jetzt eine treffliche Gattin und Mutter, — wird, wenn ihr diese Worte vielleicht zu Gesicht kommen, große und schöne Erinnerungen in ihrem Herzen bewegen; sie wird dem todten, — nein, dem unsterblichen Freunde noch heute eine Thräne des Andenkens bewahrt haben!

* * *

Viele Umstände trugen bei, Wagners Aufenthalt zu Roßdorf zu verbittern. Hier mag er selber sprechen: „Der Mond hat immer so schöne Todesgedanken in mir erweckt, besonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorf-

kirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!

Die Herrlichkeit des Spätrothes begann in Westen zu verglimmen, und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der hohen Kirche, — über den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofes, über jenen theuren Todten, die längst von ihrer egyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; — über den Gräbern der Eltern, des Bruders,*) des Freundes, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll und rein stand er da zwischen weißen sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltam verschimmeltes und doch sehr dunkles Blau

*) Der schon erwähnte Nachfolger des Vaters. Er starb im blühendsten Mannesalter.

eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit sich so tröstend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahinschwand, röthete sich hier allmälig ein sanftes geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fortzuziehen schien, — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele. O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber — o Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — —"

Doch genug! — Jedes Herz hat seine niezuenthüllenden Geheimnisse; seine niemals auszusprechenden Schmerzen.

Mein künftiger Brief wird gewiß heiterer beginnen, als der gegenwärtige sich schloß.

Vierter Brief.

Der Dichter, — so wähnet wohl Mancher, der es nicht ist, — müsse sich in seinen äußeren

Verhältnissen behaglich fühlen, wenigstens mit den kleinlichen Geschäften und verstimmenden Sorgen des Alltagslebens nicht belästigt sein, um etwas wahrhaft Schönes und seiner Würdiges zu erschaffen; zum Glück zeigt sich's anders in der Erfahrung! „Zum Glück", dürfen wir sagen; denn wie viele herrliche Werke würden wir, — und wir Teutsche besonders! — entbehren müssen, wenn ihre Entstehung hauptsächlich nur durch die äußere Glückslage des Dichters bedingt wäre! Ja, zum Glück ringt sich der Geist oft gerade unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse am allerkräftigsten auf; und gar mancher Dichter und Künstler konnte vielleicht auf keinem andern Wege zum Ziel, zum klaren Bewußtsein der in ihm schlummernden Bildungskraft, gelangen, als auf dem Wege der Erdennoth. Denn es gehört, wie in der biblischen Schöpfungsgeschichte, immer ein gewisser dunkler, chaotischer Zustand dazu, ehe der schöpferische Geist sein Werde! ruft, und nun das himmlische Licht der Schönheit und zweckreichen Gestaltung in eine ganz neue höhere Weltordnung hereinstrahlet.

Auch unser Wagner würde vielleicht nur seinem kleinen Wirkungskreis für kurze Zeit, statt Teutschland für immer, angehört haben, wenn ihn nicht das Bedürfniß, sich für die Entsagungen einer bedrängten äußeren Lage auf andre Weise zu entschädigen, in die höhern Regionen eines poetischen Lebens hinaufgerückt hätte. So fand er den ersten Antrieb zur bleibenden Richtung seiner innern Kräfte; er mußte, — damit wir uns seiner Worte bedienen, — „mitten in seinem eignen Leben ein andres, lieblicheres, fabelhaftes Leben auferbauen, welches ihn der höheren Idee zuführte, ohne ihm die gemeine Wirklichkeit zu vertilgen.“ (S. d. Vorrede zu Wilibalds Ansichten des Lebens.)

Gerade in jene Zeit, wo er bei kärglichem Einkommen als Gerichtsaktuar und Oekonom sich von mehreren Seiten her beengt und belastet fühlte, fällt die Blüthe seines poetischen Frühlings, sein Wilibald. Ein früherer Versuch als Schauspieldichter aufzutreten, wollte nicht gelingen. Mit zwei schon völlig ausgearbeiteten Lustspielen versuchte er im Jahr 1801 die schriftstellerische Laufbahn.

Von diesen dramatischen Erstlingsversuchen liegt das druckfertige, aber niemals gedruckte, Manuskript vor mir, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen von beiden Stücken die Anfangsscene zu geben, Ihrer Bemerkung am Schlusse neugierig entgegen sehend.

I.

Major von Warneck; Schweizer und Brixenfels (im Gespräch beim Frühstück unter den Bäumen.) Kunigunde, des Hofgärtners Tochter, strickt in einiger Entfernung auf der Gartenbank. —

Warneck. Wohl mag man Italien eine große Kunstkammer nennen!

Brixenf. Sehr richtig, Herr Baron! Und jede große Kunstkammer ist ein kleines Italien.

Warneck. Schön gesagt! Gut gesagt! he, he, he! — Wie lange waren Sie in Rom?

Brixenf. Einen teutschen Sommer und zwei Winter lang, welches dort ohngefähr zwei Sommer und eben so viel Frühlinge betragen wird.

Warneck. Das jüngste Gericht von Michel Angelo soll, wie die reisenden Kenner behaupten, das beste Stück in Rom sein?

Brixenf. Passirt! Gleichwohl versichre ich, Herr Baron, daß es nur ein bloßer flüchtiger Gedanke ist, gegen das eigentliche Meisterstück, welches gleich darneben hängt.

Warneck. Das wäre! Und wie heißt es? (Er schielt zuweilen nach Kunigunden, und sucht vergebens ihre Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken.)

Brixenf. Es ist ein großes Oelgemälde in Miniatur-Manier gemalt.

Warneck. Und das giebt wohl einem Oelgemälde ganz besonderen Werth?

Brixenf. Natürlich! Männer wie Sie, finden das gleich von selbst! — Was den Gegenstand des Bildes betrifft, so stellt es ein feuriges Luftzeichen mit einem Windstoße vor, den man zu hören glaubt. Im Mittelgrunde ein großes blaues Irrlicht; — schauderhaft! Im Hintergrunde eine der reizendsten italienischen Gegenden, welche von einem hohen dunklen Fichtenwald verdeckt wird.

Warneck. Hm! Sollte man dergleichen scharmante, ungeheure Ideen für möglich halten!

Brixenf. Ich zweifle selbst. — Wenn nun gleich einige Kenner das Bild blos für ein allegorisches Nachtstück ausgeben. . . .

Warneck. Ah! Ich verstehe!

Brixenf. . . . so giebt es doch gewiß kein lichtvolleres Stück, wenn man es anzündet.

Warneck. (verwundert.) Aber wie meinen Sie das?

Brixenf. Es ist nämlich auf ganz massivem Asbestleinwand gemalt, und wird bei gewissen feierlichen Gelegenheiten in Feuer gesetzt; wo sich dann der speiende Vesuv im Hintergrunde allerliebst ausnimmt.

Warneck. Hm, hm! Ei, ei! — Hätte ich nur nicht in vorigen Jahren so verdammt viel mit dem Arrangement meiner Revenüen zu thun gehabt, so wäre ich längst selbst in Rom, um mich dort zum echten Kunstkenner zu bilden. Das war immer ein Leibgedanke bei mir!

Brixenf. (verbindlich.) Unterdeß haben sich der Herr Baron zum Major gebildet; und das

ist auch nicht übel! Ueberdies kämen Sie doch wohl noch zu früh in Italien an!

Warneck. (aufmerksam.) Wie so?

Brixenf. Weil jetzt die französischen Republikaner, und hinter ihnen her die Russen, Oesterreicher und die Türken, eine wahre Kunst-Reformation dort vorgenommen haben; und wiewohl dabei manches gute Werk abhanden gekommen sein soll, so hofft man doch allgemein, daß der Geschmack aller dieser Nationen Wurzel fassen, und den träge gewordenen Italienern einen neuen Kunst- und Kraftstoß geben, überhaupt eine neue Aera schaffen werde.

Warneck. (der nicht mehr zugehört hat, zu Kunigunden.) Und das schöne Kind nimmt keinen Antheil an unserm Gespräch?

Kunigunde. (lächelnd.) Wer von den Herren würde dabei etwas gewinnen?

Warneck. Ich auf alle Fälle, mein Engelchen!

Brixenf. Es käme darauf an, Herr Major!

Warneck. Aber — wie meinen Sie das?

Schweizer. (das Wort nehmend.) Mein Freund meint nur überhaupt, daß wir uns alle leicht in der schönen Strickerin irren könnten. — Für jetzt, Herr Major, erlauben Sie, daß wir uns Ihnen empfehlen, um an unsre Arbeit zu gehen. (seinen Bedienten rufend:) Raphael! — Hole die Sachen herbei!

Warneck. Ohne Gêne, meine Herren! ohne Gêne! — (Kunigunde packt ihre Arbeit zusammen.) Auch schon fort mein Engel? — Leben Sie denn wohl, meine Herrn! Nächstens besuche ich Sie in Ihrem Atelier. — Auf Wiedersehn.

(ab.)

Schweizer. (ärgerlich.) Ein edles Vergnügen, sich mit einem solchen Schranzen herumzuzerren!

Brixenf. (lachend.) Wie gefällt dir meine Manier in der Konversation? — Findest du nicht, daß ich ungemein zart persiflire?

Schweizer. Ist sonst wahrlich deine Stärke nicht! Du warst der leibhaftige Fink!

(Raphael bringt eine Mappe und entfernt sich wieder.)

Brixenf. Es war auch nur ein bloßer Verſuch in Finks Manier! Wie ſoll man ſolchen faden Burſchen anders mitſpielen? — Hätteſt du mich nur gewähren laſſen! Gundchen hätte ihm auch noch ein Paar Püffe mit auf den Weg gegeben. (Er kniet vor Gundchen hin, ihre Hand küſſend.) Wieder ein Beſuch, der nicht den Künſtlern galt, ſondern Ihnen, meine ſchöne Muſe! — Was meinſt du denn zum Freier?

Kunigunde. (lachend) Reden Sie von einem Beſſern, und (ſie ſchlägt ihn ſanft auf den Mund,) nennen Sie mich nicht immer Du!

Schweizer. Sie hat vollkommen Recht! Vor einer Muſe ſoll man Reſpekt haben.

Brixenf. (blickt ſie zärtlich an.) O du holde Muſe!

Wie haſt du geſchlafen? Erzähl mir was von deinen Träumen!

Kunigunde. (ängſtlich) Stehn ſie doch auf! dort kommt der Vater!

Erdmann. (herzutretend) Guten Morgen! — Was? Gar ein Fußfall?

Brixenf. Guten Morgen, beſter Alter!

Entscheiden Sie doch selbst! Gundchen will sich nicht Du von mir nennen lassen. Ist das recht?

Erdmann. Ich dächte doch! Aber (lächelnd) laß ihn nur, Mädchen! Es ist mir immer lieber, wenn unsre drei muntren Gäste dich für ein Kind nehmen und dutzen, als wenn da drüben die Herrn von der Suite dich einen Engel schimpfen und den Pluralem gebrauchen ꝛc.

* * *

Erste Scene des zweiten Lustspieles.

Herr von Steinach. Lenz.

Lenz. Auf unserm Schlosse wird's Gottlob! nicht so früh Tag, als bei Ihnen. Ich glaube die Fräuleins sind noch im besten Schlafe begriffen.

Steinach. Ich wollte meinen alten General an seinem Geburtstage gleich beim Aufstehen empfangen, darum kam ich so früh. Nun, wir plaudern unterdeß! Wie lebst du, alter Sünder?

Lenz. (achselzuckend.) Schlecht und recht! Ich habe die Gegenwart zum Besten, mokire mich über die Vergangenheit, und suche mich bei der Zukunft durch allerlei Possen zu insinuiren.

Steinach. Schöne Grundsätze! — Aber ich kenne dich nun schon so lange als Kammerdiener, Lenz! Deinen Kapacitäten nach, sollt' ich meinen, könnte dich der General doch wenigstens zu seinem Obereinnehmer machen?

Lenz. Sie sagen, mein Durst hindre mich im Avanciren. Den soll ich mir abgewöhnen. Aber es ist ein Erbstückchen, lieber Herr! für den Erbdurst ist noch kein Heilmittel, oder vielmehr kein Löschmittel erfunden. Um den ausgetrockneten See meines Lebens wieder schiffbar zu machen, muß ich ihn gläserweise vollschöpfen. Dazu gehört manche Flasche!

Steinach. Nun, ich muß dir das Zeugniß geben, daß der Verstand doch wenigstens immer noch obenauf schwimmt. Ich habe noch niemanden auf eine so vernünftige Weise betrunken gesehn, als dich! — Aber wie wär's denn, wenn du heiratheteſt und ordentlich würdeſt?

Lenz. (bedenklich) Sollten's denn Seine Excellenz erlauben?

Steinach. Lasse mich's heute versuchen, was sich für dich thun läßt.

Lenz. Ich verzweifle am Erfolg. Mir zürnt mein Schickſal unerbittlich. — Sie wiſſen es ſchon, ich habe ehedem einmal ſtudiert; — anfänglich Theologie. Dann ſattelte ich um, und ſetzte mich auf's hohe Pferd. Ich wählte die Philoſophie.

Steiach. Wohlgeſprochen!

Lenz. Das war mein Fach. O, ich habe dieſe Dame auf ihren geheimſten Schleichwegen belauſcht, und manches geſehn, was man ſo einer ehrbaren ſtolzen Matrone gar nicht zutrauen möchte. — Zur praktiſchen Nutznießung der philoſophiſchen Schätze legt' ich mich dann auf Kameralwiſſenſchaften, und beſonders auf Oekonomie. Aber das war mein Unglück! Ich ſteifte mich darauf, etwas Vollſtändiges über die wichtige Lehre von Weinproben zu liefern; ich machte vielfache Verſuche, um den verſchiedenen Grad der Geiſthaltigkeit der ſogenannten gebrannten Waſſer auszumitteln; und vor lauter Probiren kams zu nichts Großem, Ganzem.

Steinach. Armer Studioſus! Hätten ſie dich, als du heimkehrteſt, nur auch hübſch in deinem Hauptfache examinirt!

Lenz. O das hätten sie gekonnt! Unter den Herrn Examinatoren gab es Manche, die mein Studium von Grund aus verstanden. Aber das Unglück wollte, daß sie auf allerlei Nebendinge zu reden kamen. Kurz, ich fiel durch. Da wurd' ich wild. Nahe Verwandte hatt' ich nicht mehr, Geld noch weniger; ein junger, hübscher Kerl war ich bei alle dem; kurz, mir fiel ein, mein Glück auf dem Theater zu versuchen.

Steinach. Kein übler Einfall! Auf deinem Wege und bei deiner Vorschule hat's Manchem schon geglückt!

Lenz. Und doch war's abermals mein Unglück! Hören Sie nur, wie mir's erging! — Bei der kleinen Wandertruppe, zu welcher ich mich begeben hatte, mußte ich natürlich von unten hinauf dienen. Ich gab Anfangs allerlei Bestien, die sich ohne einigen Menschenverstand nicht wohl aufs Theater bringen lassen. Z. B. machte ich einmal im „verlornen Sohn" das große Hauptschwein, welches dem armen Lump die begehrten Trebern verleidete, — so vortrefflich, daß mich einige Kameraden hinter den Kulissen umarmten.

Steinach. Ein vielversprechender Anfang!

Lenz. Nun rang ich mich bald in die Menschheit empor, und machte in kurzem, wo nicht der Menschheit, doch gewiß meiner Truppe, alle Ehre. Bald stellte ich, als ein alter Ritter unversehens meinem Nebenhelden ein Bein; bald prügelte ich ihm den Panzer weidlich aus; bald stach ich, als Hamlet, den alten Lauscher rechts hinter der Tapete todt, und er fiel listig mir im Rücken aus der linken Kulissenwand heraus; — denn das war so unsre Manier; was von dergleichen Stücken nicht gestrichen wurde, das mußte sich wenigstens gefallen lassen, travestirt zu werden. So zeigten wir Genie, und amüsirten.

Steinach. Ich glaube, dein damaliges Publikum ist heute noch nicht ausgestorben.

Lenz. Es war eine gute Zeit! — Wir hatten auch eine Art von Geschmack und Diskretion. Wurden wir in die Säle der Großen eingelassen, so gaben wir den Hub: Adelheid von Wulfingen, Sachen von Stephanie, und andre gute Wiener Stücke. Sobald wir aber unter dem schönen heitern Himmel unsre Breter über leere Bierfässer

hinlegten, da war uns alles recht: Hamlet, Emilia Galotti, Egmont, Don Karlos, — . .

Steinach. Mensch! Bist du bei Sinnen?

Lenz. O wir kannten unser Publikum und trafen meistens das rechte. — Genug, wir hatten zu leben, und wußten daher auch zu leben. Da ich als, der Einzige, welcher echte Musenmilch auf einer hohen Schule gesogen, natürlich bald die Seele und der Protagonist der Gesellschaft werden mußte, so beschloß der Regisseur meinen Sturz, um den seinigen zu vermeiden. Seine erste Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich den Theatertod zu leiden hatte. Es war mir ausdrücklich versprochen, daß ich mit einem einzigen, behutsam geführten Streich darnieder gestreckt werden sollte; aber ich bekam unbarmherzige Prügel. . . (man hört eine Klingel;) Horch! Die Excellenz ist auf den Beinen! Ein andermal Herr von Steinach!

(eilt fort.)

Steinach. (nachrufend.) Ich halte dich beim Wort, Alter!

* * *

Aber, — rufen Sie verwundert aus, — da sehe ich mich ja unter lauter alte Bekannte versetzt?

Wohlbemerkt, mein Freund! Es sind die reisenden Maler, — dieser späterhin mit entschiedenem Beifall aufgenommene Roman unsers Wagner, — in welchem er geschickt die Personen und die Fabel seiner beiden Lustspiele zur Erzählung verarbeitet hat. Auch führte das erste derselben den Titel: „die reisenden Maler"; das zweite hieß „der Triumph der Liebe". Wie sehr Sie auch die mitgetheilten Bruchstücke ansprechen mögen, so würden sie doch, wenn ich Ihnen das Ganze vorlegte, gestehen: daß schwerlich irgend ein teutsches Theaterpublikum den „reisenden Malern" einen Passirzettel, oder dem „Triumph der Liebe" einen Lorbeerkranz gereicht haben möchte. Der wiederholte Versuch, jene beiden Lustspiele zur Vorstellung zu bringen, ließ den armen Dichter gar bald bemerken, daß an diesen, mit so großem Fleiße ausgearbeiteten, Dramen Zeit und Mühe völlig verloren sei. Es blieb die Hoffnung, sie durch den Druck, wenn auch nicht auf die Bühne,

doch wenigstens ins Publikum einzuführen; aber auch hier scheiterte sie an dem Eigensinn der Buchhändler. Einer derselben gab, nicht ohne richtigen Blick, die Antwort: „Von den beiden Stücken haben mich die reisenden Maler vorzüglich ergötzt; und dennoch sehe ich mich genöthigt, den Verlag abzulehnen, weil ich bei der Annahme meine Rechnung nicht zu finden wüßte. Schade, daß Ihre Muse gerade einen solchen Gegenstand zur Bearbeitung wählte, der so wenig allgemeines Interesse hat, und sich, weder in der Darstellung, noch als Buch, den verdienten Beifall erwerben würde. So lange das Werk Schauspiel bleibt, wird, fürchte ich, alle Ihre Mühe verloren sein."

Wahrscheinlich lag in den letzten Worten des wackern Mannes der Impuls für den Dichter, sein Glück in einer andern Manier zu versuchen. Und wie weit besser es ihm mit der Erzählung glückte, ließe sich, auch ohne die vorliegenden Lustspiele, schon aus dem dramatischen Versuche beurtheilen, welcher in die „Reisen aus der Fremde in die Heimath" aufgenommen worden ist. „Der Wald von Myra" gehört offenbar zu den minder

gelungenen Dichtungen unſers Freundes. Faſt möchte ich auf dieſes Stück ein Wort anwenden, welches der geiſtreiche Herzog Auguſt von S. Gotha in einem der Briefe, die ich Ihnen künftig noch vorlegen werde, über ein Mährchen in der Iſidore ausſprach. „Ich freue mich, — ſchrieb er an W., als dieſer es ihm ankündigte, weniger auf das Mährchen ſelbſt, als auf die Art, wie Sie es erzählen." — In der That würden wir den Wald von Myra, (freilich auch nur eine Jugendarbeit!) mit ſeinem ſchleppenden Gang der Handlung, mit den langen Reden der handelnden Perſonen, und mit Allem, was an dieſem Drama undramatiſch iſt, gewiß immer überſchlagen, nähmen wir nicht gerade daran Intereſſe, wie E. Wagner dieſen Stoff behandelte, weil er uns früher ſchon als Erzähler ſo lieb geworden iſt. — Ihm begegnete demnach, was ſo vielen Jünglingen begegnet, die den erſten Wink der begeiſternden Muſe mißdeuten, und ſich vorzugsweiſe für die dramatiſche Dichtkunſt berufen glauben, wofür doch, genauer erwogen, unter vielen talentvollen immer nur wenige geniale Menſchen paſſen.

Und sollten selbst diese Wenigen sonderlich beneidet werden von dem, der bei hinlänglicher Kenntniß des teutschen Theaterwesens den Schauspieldichter, wie er sein soll, mit den Schauspielern wie sie sind, — ja selbst mit dem Publikum, wie es ist, — in nähere Vergleichung stellt? Fehlt es doch sogar oft den Bühnendirektoren, denen es oblage, neuaufblühende Talente zu entdecken und zu begünstigen, bald am richtigen Urtheil, bald am guten Willen! Dem jungen Theaterdichter aber fehlt es, wofern ihm nicht ein außerordentliches Glück und vielvermögende Verbindungen zu Hülfe kommen, an Aufmunterung und Belohnung; denn so wie sein Werk aus der Hand, und vielleicht unter manchen demüthigenden Bedingungen für jämmerliches Honorar an die Bühne abgegeben ist, hört es auf, sein Eigenthum zu sein; ja selbst sein Ruf als Dichter hängt von nun an vom launenhaften Zufall ab; nicht selten von der plumpen Ungeschicklichkeit und Trägheit eben so unwissender als arroganter Schauspieler. Von dem Kennerurtheil des gewöhnlichen Theaterpublikums schweigt man ohnehin lieber ganz! — Diese jetzt allgemein

erhobenen Klagen, welche leider! immer nur taube Ohren fanden, mögen die Ihrigen mildern, wenn Sie es vielleicht heimlich bedauren sollten, daß unser Wagner gerade in jener Dichtungsart nichts Bedeutenderes geleistet, wozu er sich anfänglich am meisten berufen fühlte. — Doch lassen Sie mich von dieser Abschweifung nun im nächsten Briefe zu unserm Wilibald zurückkehren.

TAYLOR INST. OXFORD

Fünfter Brief.

Ein Wort aus Wilhelm Meister's Lehrjahren: „So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer Einige, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen" — hat E. W. seinem Wilibald vorangestellt und zugleich das aufrichtige Bekenntniß ausgesprochen: Göthe's berühmtes Werk habe ihn zunächst für den Versuch eines Romanes begeistert.

Das einstimmige Urtheil des gebildeten Publikums, der Kritiker, und, — irren wir nicht, — des Großmeisters der teutschen Dichter selbst, stell-

ten jenes Werk, welches der Bescheidne zaghaft und nur als Versuch hinreichte, dem Besten zur Seite, was unsre Literatur in dieser Gattung aufzuzeigen hat.

In den einfach angelegten Plan weben sich, wie von selbst, die anziehendsten Verwickelungen ein, und steigern das Interesse des Lesers bis zum Schlusse. Die Personen bewegen sich lebendig, scharf individualisirt und in den reizendsten Gegenstellungen vor unsern Augen, denn sie sind, — um uns eines Jean Paul'schen Ausdrucks zu bedienen, — rein ausgeschaffen. Nirgends sieht man hier, wie bei der Mehrzahl unsrer Romane, den Autor, gleich dem Marionettenspieler, hinter Puppen handthieren, welche Menschen vorstellen sollen; nirgends Uebertreibung und Unnatur! Alles entwickelt sich, von Innen herauswachsend, wie die Blüthe aus dem Keim. Begegnen uns auch überall ausgezeichnete Menschen, so bleiben sie doch in allen Verhältnissen echte Menschen, und werden uns gar bald zu alten Bekannten und lieben Vertrauten; während wir uns in ihrer Gesellschaft auf das angenehmste unterhalten, fin-

den wir zugleich vielfach Gelegenheit, uns zu belehren; bringen Vieles mit zurück, was wir noch nicht gewußt, oder was sich wenigstens in unserm Bewußtsein noch niemals so klar hervorgehoben.

Mathilde, das holde sinnige Kind der Natur, vollblühend im höchsten Liebreiz der Unschuld, — eine makellose jungfräuliche Rose, prangend vor allen Blumenschwestern im unverkünstelten Garten des rüstigen Landlebens; — Mariane, die etwas überreizte, dabei aber so gefühlvolle, reinsittliche, schwärmerisch Liebende; — die Gräfin, weniger regelrecht, aber reich an Geist und Bildung; hingegeben dem Zuge des großen eleganten Weltlebens, ihre heimlich und heftig aufflammende Sinnenglut nur bemeisternd durch die gewohnten Fesseln des äußern Anstandes; Fesseln, die sie zuweilen doch auch selbstherrschend von sich wirft, — so wie sie überhaupt da und dort die zarte Gränzlinie überschreitet, welche geniale Frauen so selten gehörig zu erkennen und zu schonen verstehn; — auf der andern Seite der kräftig aufblühende Wilibald, immer in männlich thätiger Wechselwirkung mit dem Gange seines

Geſchicks, ſtets ſeiner reinmenſchlichen Ausbildung entgegſteurebend, und, ohne gerade ein Tugendheld zu ſein, ſowohl in der Wahl der Mittel zum guten Zwecke, als in der Ausführung ſelten irrend; — dann der edle, durch ernſte Erfahrungen zum beſonnenen würdigen Manne gereifte Otto; der geniale, kunſtſchwärmeriſche Minelli, der lebensluſtige Pinius ꝛc. und nicht unter, ſondern neben dieſen Perſonen, der unſichtbare Flötenſpieler; die treue reine Seele, die ſich auf Flügeln der Harmonie ſo hoch über die verwirrten feindſeligen Verhältniſſe der Erde erhebt, daß ſie endlich den Rückweg nicht wieder findet, oder auch nicht mehr ſucht, und, dem Himmel der Seligen zueilend, den müden bleichen Körper gerne der Erde und ihrem Gewürm überläßt: — und das ganze lebenreiche Gemälde des Romanes eingerahmt in die lieblichſte idylliſche Einfaſſung, ſo daß ſeine Begebenheiten, immer mit den Jahreszeiten fortſchreitend, zugleich ein treues, poetiſch aufgefaßtes Bild ländlicher Arbeiten und Genüſſe darbieten: — ja, ein ſolches Gemälde mußte wohl gleich bei ſeiner erſten Ausſtellung, die Blicke aller

Kenner auf sich ziehn, und der überall laut werdende Beifall den Meister zu ähnlichen Werken begeistern!

In der That möchte wohl selten ein Roman, — und noch dazu der Roman eines Neulings, — im Allgemeinen bei unserm, schwer zu begeisternden, Publikum so viel Glück gleich bei seinem ersten Erscheinen gemacht haben, als „Wilibalds Ansichten des Lebens." — Nicht, als ob das Buch nun schnell tausendfältig um- und nachgedruckt, durch alle Lesebibliotheken gewandert wäre, um, gleich den Walther Scottischen Productionen, vom Heißhunger einer Viertels-Million teutscher Leser verschlungen zu werden; Wilibald hat vielmehr im Zeitraume von 20 Jahren nur 3 Auflagen erlebt, von welchen die ersten wohl kaum 2000 Exemplare umfaßt haben mögen; dagegen aber durfte gleich Anfangs, und darf heute noch, Wilibald sich des allein ehrenden Beifalls des gebildeteren, im Urtheil kompetenteren Theiles der Nation rühmen; sein ehrenvoller Platz unter den klassischen Meisterwerken teutscher Romanendichtung bleibt ihm für immer gesichert.

Es war wohl mit Grund zu erwarten, daß für den Schriftsteller, dessen Erstlinge man des Kranzes der Meisterschaft werth fand, sich bald eine andre Laufbahn eröffnen werde, als diejenige war, welche ihm sein bisheriger beschränkter Wirkungskreis zu Roßdorf darbot. Wahrscheinlich war es Jean Paul Fr. Richter, der den damaligen edlen Herzog von S. Meiningen, Georg, auf unsern Wagner zuerst aufmerksam machte. Er hatte Manches Erfreuliche in Handschrift vom jungen Dichter kennen gelernt, und wußte das darin aufblickende Talent zu würdigen. Jean Paul genoß bei dem Herzog hoher Achtung und Freundschaft; sein Fürwort galt viel. Unerwartet erhielt der Empfohlne das Dekret als Kabinetssekretär des Herzogs, und sah mit süßen Hoffnungen einer Zukunft entgegen, ganz wie er sie sich wünschen konnte. Sein Fürst, in dessen Nähe er nun leben und arbeiten sollte, war allgemein geliebt; jeder geizte nach dem Vorzug, mit ihm, bei welchem der Mensch den Fürsten weit überragte, in nähere Verhältnisse zu treten, oder auch nur, unter ihm zu dienen; denn Her-

zog Georg wußte, ohne kleinliche Rücksicht auf Etikette aus seinen Dienern die Ausgezeichneten am Geiste, zum traulicheren Umgang zu wählen; die häufig wiederkehrenden Abendunterhaltungen bei ihm, gewürzt durch Gespräch und Lektüre, gewährten einen Genuß, dem ein Mann, wie E. Wagner, nur mit Sehnsucht entgegensehen konnte. Die Geschäfte seines neuen Wirkungskreises waren von der Art, daß er sich der schönsten Muße für seine schriftstellerischen Arbeiten erfreuen durfte; die ihm bestimmte Besoldung deckte wenigstens die nothwendigsten Bedürfnisse; und wenn auch vorerst der Ehrensold für seine Schriften sehr gering ausfiel, so ließ sich doch, beim überaus günstigen Anfang, eine bedeutende Einnahme für die Zukunft hoffen. Für seine zärtlich geliebten Kinder, Karl, Anton, und Luise, fand er nun in der Stadt treffliche Gelegenheit zu einer weit besseren Ausbildung, als er ihnen im abgelegenen Dörfchen zu geben vermochte. Alle diese Aussichten machten ihn, — der ohnehin in seinen Ansprüchen an das Glück so bescheiden, und so dankbar für jede vergönnte

Gunst desselben war, — zum glücklichsten Sterblichen. Allein er sollte nun einmal nicht zum vollen Genuß seiner schönsten Jahre gelangen. Ihm waren vom unerbittlichen Schicksal große und schwere Prüfungen bestimmt, und sie begannen, ehe er noch sein Amt angetreten, mit Herzog Georg's höchstunerwartetem Tode.

Ein harter, das ganze Herzogthum erschütternder Schlag! Alles Volk war in Thränen über den unermeßlichen Verlust; Wagner einer der Untröstlichsten unter Allen! Jahre lang nachher konnte er von diesem Ereigniß nicht sprechen ohne Thränen. — Seinen Gefühlen für den verewigten Fürsten hat er in seinen „Reisen aus der Fremde in die Heimath" Worte zu geben gesucht, die auch wohl jetzt noch manchen Leser rühren werden, wenn er gleich weder den Dichter, noch seinen fürstlichen Wohlthäter näher gekannt hat.

Die Regierung des vaterlosen Landes fiel, bei der Minderjährigkeit des Herzogs Bernhard, der als dreijähriger Knabe die Hoffnung desselben blieb, in weibliche Hand; aber es war die

Hand einer echten Mutter! Luiſe Eleonore wußte, als Muſter einer ſtrenggeregelten Ordnung und gewiſſenhafter Rechtlichkeit, mit männlicher Kraft und weiblicher Milde zu erhalten, was Georg geſchaffen, — fortzuſetzen, was er begonnen hatte; und ſolcher Eigenſchaften bedurfte es in der That für jene, von Gefahren, Noth und Sorgen ſo vielfach bedrängte Zeit! Von einer ſolchen Fürſtin war es gar nicht anders zu erwarten, als daß ſie auch bis zu den kleinſten Verhältniſſen herab den Willen des Hingeſchiedenen ehren, und ſelbſt da ſich keine Abweichung vom früher Beſchloſſenen erlauben würde, wo die Noth der Zeit Erſparniße aller Art zur Pflicht machte. So erhielt denn auch E. Wagner, was er kaum zu hoffen wagte, bald die Beſtätigung ſeines Rufes; obgleich nunmehr ſeine Dienſte faſt ganz entbehrlich geworden waren. Sie werden, lieber Freund, am Schluſſe meiner Mittheilungen in einem Briefe von Wagner das ehrende Zeugniß finden: „daß die edle Wittwe ſeines Herzogs ihm weit mehr gehalten, als dieſer ihm verſprochen.“

Im folgenden Jahre hielt er ſeinen Einzug

in Meiningen; und wenn er auch den tiefen Schmerz über den Verlust des theuern Mannes, der ihn dorthingerufen, noch mitbrachte, so bot ihm doch seine neue Lage, — das bequemere Auskommen ungerechnet, — gar vieles dar, was ihn trösten, und ihm die Geistesheiterkeit und Freiheit zurück geben konnte, welche für jeden Dichter der schöpferische Hauch ist, der bildend über dem Chaos schwebt.

Ein einfaches, nach den Gesetzen der höchsten Sparsamkeit eingerichtetes, Familienleben gab ihm den nie getrübten Genuß stiller Häuslichkeit. Er sah sich überall geachtet, hervorgezogen; mehrere Familien empfingen ihn als vertrauten Hausfreund in ihren geselligen Zirkeln; die Aufsicht über die Herzogliche Handbibliothek und der Umgang mit mehreren vielseitig gebildeten Männern verschaffte ihm manche erwünschte Gelegenheit zu steter wissenschaftlicher Fortbildung, bei deren Stillstand auch der talentvolle Dichter in kurzem nur taube Blüthen hervorbringt.

Unter so günstigen Auspicien arbeitete denn unser Ernst freudig an der Ausführung entwor-

ſener Werke fort. Die reiſenden Maler, und die Reiſen aus der Fremde in die Heimath, — ohne Zweifel diejenigen ſeiner Erzeugniſſe, die dem Willibald im Range zunächſt ſtehen, *) — gaben ihm für mehrere Jahre volle Beſchäftigung. So in muntrer Thätigkeit fröhlich und hoffnungsreich, fand ich ihn am Schluſſe des Jahres 1805 wieder, wo durch eine unerwartete Wendung unſre Lebenspfade, die lange Zeit hindurch getrennt geweſen, ſich auf's neue vereinigten.

Der Wunſch meines Vaters und der eigne innere Beruf hatte mich ihm bereits zum Gehülfen im Pfarramte gegeben. Mein Weg war vorgezeichnet; ſein Ziel unverhüllt. Die Liebe welche ſich der würdige Mann, muſterhaft durch Lehre und Wandel, in der Gemeinde erworben, hätte nur ein, ſeiner völlig unwürdiger, Sohn von ſich ablenken können; ſie ward mir aber weit über Ver-

*) Manche nähere, die oben genannten Dichtungen betreffende Winke und Urtheile finden ſich in den Beilagen der drei letzten Briefe zerſtreut.

dienst zu Theil; und zur belohnenden Hoffnung segenreicher Wirksamkeit gesellte sich noch der stille Genuß eines bereits gegründeten Familienglücks. Ich war Gatte und Vater, keinen höheren Wunsch hegend, als in der Fortsetzung der einfachsten Lebensverhältniße einst so den Lauf zu schließen, wie der väterliche Greis, der als ein seltenes Beispiel kräftiger Gesundheit, rüstiger Thätigkeit, ungetrübter Zufriedenheit und Geistesheiterkeit, fest im Glauben und in der Liebe, am Todestage seines göttlichen Herrn und Meisters, und mit seinem heiligen Namen auf den erblassenden erstarrenden Lippen, am Charfreitag 1805, einundachzig Jahre alt zur Ruhe der Seligen einging. — Welcher Sohn würde nicht an meiner Stelle gewünscht und gestrebt haben, so zu leben, um einst so sterben zu können!

Doch es wendete sich unerwartet. Meine Bestimmung als Prediger sollte zugleich mit dem Leben des Vaters zu Ende gehen; denn bald nach seinem Tode erhielt ich, ohne durch irgend eine Ahnung darauf vorbreitet zu sein, von der allverehrten Regentin meines Vaterlandes den Ruf: „die

Führung des jungen Herzogs Bernhard, ohne Zuziehung eines Oberhofmeisters, zu übernehmen."

Nur nach schwerem Kampfe mit mir selbst, der in dem Zweifel über meine Tüchtigkeit zu solchem wichtigen, verantwortungsvollen Amte nur allzusehr begründet war, folgte ich dem höheren Wink, und zog, vorerst die Familie auf dem Dorfe zurücklassend, nach Meiningen meiner neuen Bestimmung entgegen.

Das Freundes-Ideal meiner frühern Jahre, meinen Ernst, hatte ich, — oder vielmehr hatte er mich, — ziemlich aus dem Auge verloren. Die Verschiedenheit der Geschäfte, der lange Zeitraum der Trennung, besonders für jenes Alter bedeutend, hatten uns gegen einander allmälig entfremdet: aber wie bald fanden und erkannten wir uns wieder!

Wagner war oft im herzoglichen Schlosse, um seines Geschäfts als Bibliothekär zu warten; und das geschmackvoll dekorirte Zimmer für die Bücherschränke war nur durch wenige Thüren von dem meinigen getrennt. Eine freie Stunde, und ein paar Schritte — da trat ich ein zu dem al-

ten Freunde; half ihm vielleicht in seinem Geschäft der Anordnung; oder setzte mich zu ihm, irgend ein Gespräch über die Vergangenheit anknüpfend, worin Dichter so gerne leben, ja man möchte sagen, immer neu aufleben! -

Wir traten dann auch wohl ans Fenster, von wo sich eine freie herrliche Aussicht ins Thal öffnet. Da zog vor unsern Blicken die Werra unter Bäumen und Buschwerk im grünen Wiesgrunde hinab. Es war ja derselbe Fluß, an dessen Ufer wir, einige Meilen tiefer abwärts, einst so frohe Stunden verjubelt hatten! Welche Zeit lag hinter uns, obwohl wir Beide noch jung genug waren! Wie hatte sich nicht alles gewandelt! Die damals unbeachteten Pfarrsöhne durften es wohl fühlen, daß ihnen durch die Gunst des Schicksals eine andre, weit wichtigere Laufbahn eröffnet sei. Der Eine bildete sich für die Förderung des edlen Kunstgenusses, nicht blos in seinem kleinen, sondern im großen teutschen Vaterlande, und sein Name wurde schon mit Achtung von allen Gebildeten genannt; der Andre fühlte sich zwar beschränkter, aber er durfte dennoch hoffen, manches Saamen-

korn auszustreu'n, das reiche Früchte tragen könne für Tausende seiner lieben Mitbürger. Das Gefühl allgemeiner Wirksamkeit stimmt den Menschen feierlicher, ernster; ja, es läutert die Selbstliebe, daß sie sich zur Menschenliebe veredle. In diesem schönen Gefühl suchten sich die Hände zum festen Druck. Ein neuer ewiger Bund ward geschlossen. In allem Wandel der Zeit und ihrer Ereignisse war ein fester Punkt geblieben, wo sich gleichsam alle Kräfte aus dem Kern des flüchtigen Lebens sammelten, — das Herz!

Ich besuche wohl jetzt noch zuweilen jenes Zimmer; aber ihn finde ich nicht mehr. Ich gehe oft am kleinen Hause vorüber, wo er wohnte; aber sein freundliches, liebreiches Gesicht schaut nicht mehr herab, und winkt mir nicht mehr hinauf! — Ach, mein Freund! Ist es nicht besser, in der Stimmung, worein ich mich durch diese Erinnerungen versetzt fühle, zu schweigen, wenn man eben geredet, — die Feder wegzulegen, wenn man eben geschrieben hat?

Sechster Brief.

Glücklich preise ich Sie, verehrter Mann! wenn Ihnen das Herz unter der heiligen Zahl Ihrer Freunde auch nur Einen zu nennen weiß, der so von ganzer Seele Freund zu sein vermag, wie Wagner es den seinigen war; — so innig theilnehmend, so zart empfänglich, so dankbar, — nicht für die That allein, sondern schon für den guten Willen; so gewandt in der Kunst, jeden störenden Mißlaut bald durch Scherz, bald durch Ernst, in Harmonie umzustimmen; mit einem Worte, so ganz lebend in der Freundschaft und für den Freund. Er durfte sich aber auch vieler treuen Freunde rühmen! Einen muß ich jedoch hier unter Allen nennen, der nun auch längst unter den Todten ist: es war August von Stubnitz, S. Gothaischer Geh. Regierungsrath und Kammerherr. Ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, von vielseitiger gründlicher Bildung, von tiefem Gefühl für Literatur und Kunst; so lehrreich und anziehend in seiner Unterhaltung mit

Gleichgestimmten, daß man sich sehr bald an einige auffallende Sonderbarkeiten seines unaufhörlich bewegten Mienenspieles gewöhnte. Studnitz hatte sich mit Wagnern auf der Universität innigst verbrüdert, und von da an hatte dieser keinen Lieberen, keinen Vertrauteren auf Erden als ihn. An seinen August wendet er sich oft in seinen Schriften, oder meint ihn doch oft, ohne ihn immer zu nennen.

Eine Stelle mag vor Allen Ihnen das enge und zarte Seelenband bezeichnen, welches die beiden Freunde vereinigte. Ich entlehne sie aus einem Artikel des historischen ABC, wo man freilich diese tiefen Herzensergüsse wohl nicht suchen würde, nämlich unter dem Artikel „Stehlen". Der alte Fidelschütz fährt dort nach einigen gleichgültigeren Bemerkungen also fort:

„Literarischen Diebstahls, (wie man es fälschlich nennet,) bin ich mir nicht bewußt. Gedanken die ich nicht los werden konnte, und doch nicht für mein hielt, habe ich überall mit Gänsefüßchen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! Hiebei muß ich gleichwohl noch eines beson-

deren Diebstahles erwähnen, der mich stets von Herzen erfreut hat; denn die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels (St) mahnen meine ganze Seele an den süßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers. Doch Er, der sich immer des treusten und bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß sie oft allein die seinigen waren; oder doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhen in süsser Wechsellust ausgetauscht hatten. August, ich weiß daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worin so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns umleuchteten, umschatteten! Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und schrien gegen einander, daß Vote und Votin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie kochten für zwei Wahnsinnige, oder Hexenmeister. Und wenn mein allzuheftiges Freu-

den- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft Dich zu ersticken drohte — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa, — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsum liegenden Weltbilder so mächtig auf den Centralpunkt unsrer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeschrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen, und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern? August, unsre Träume? Kennst du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenstein? Wo ich dich um die Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, — und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Göthe's Fischer:

„Sein Herz schwoll ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß" —

selig lächelnd erwachtest?

O du guter sanfter Mensch! Habe Dank für deine Liebe! Du gabst mir ja stets alles was du hattest. Dein Herz theiltest du mit dem Freunde. Auch deine Gedanken gabst du mir, — ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst Dein zu sein glaubte, und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele! gefielen dir Deine Meinungen besser, wenn Du sie von mir wieder lasest, und Du wußtest nicht mehr, daß sie die Deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt, wen müßte solche stille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?"

* * *

Hier haben Sie einmal unsern Ernst! Ganz wie er schrieb, wie er war, wie er fühlte, wie er lebte! Mit welchen trefflichen Dichterwerken würde dieser Genius die Welt noch beschenkt haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, länger bei uns im Erdenthale zu weilen, „das der kalte Nebel drückt"; oder wäre auch nur die abgekürzte Zeit seines

Bleibens wenigstens auf gesundere Tage beschränkt gewesen! Aber leider fiel schon in jene Periode, wo sich sonst alles so günstig für ihn zu gestalten schien, eine bange Ahnung, — ein ferner leiser Ruf des Todesengels, dessen Flügel von da an zwar langsam, aber immer näher und vernehmlicher heranrauschte, bis er sechs Jahre später ihn seiner trostlosen Familie, seinen vielen Freunden, seinem großen Vaterlande entzog.

Dieses lange Siechthum mag ursprünglich wohl gewiß durch die oft übermäßigen körperlichen Anstrengungen seines früheren Geschäfts veranlaßt worden sein. Nicht selten war zur Erntezeit starke Erhitzung unvermeidlich, und der thätige, immer regsame Oberaufseher eines so bedeutenden Landgutes vernachlässigte vermuthlich, auf seinen kraftvollen, von keiner Krankheit je angefochtenen Körperbau vertrauend, jene Vorsichtsmaßregeln, wodurch man den gefährlichen Folgen allzuschneller Abkühlung entgeht. Doch suchte er selbst weniger hierin, als in einem mißlungenen Sprunge über einen breiten Wassergraben, den ersten Keim seines Uebels. Er war bei jener gewagten Kraftanstrengung hef-

tig zur Erde gestürzt, und der hervorragende Spahn eines, kaum im Grase sichtbaren, Weidenstrunkes hatte ihn empfindlich am untern Theile des Rückgrades verletzt. Lange blieb an jener Stelle ein leises Wehthun zurück, welches indeß, weil sich's allmälig doch ganz verlor, keine weitere Besorgniß erweckte. Aber schon im ersten Jahre seines Meininger Aufenthaltes machte er die seltsame Entdeckung einer momentan eintretenden Schwäche in den Fingern, und mehr noch in den Fußspitzen. Oft plötzlich, besonders im Abwärtsgehen von seinen lieben Berghöhen, wo er so gerne weilte und dichtete, versagten ihm die Füße den Dienst, und der hohe schwere Mann stürzte einigemal, ohne sich erhalten zu können, darnieder. Allmälig ward der Gang langsamer, schwerfälliger, angestrengter, so daß er zuweilen dem eines Trunkenen glich. So wuchs die Krankheit unaufhaltsam heran, und bald blieb dem ärztlichen Freunde kein Zweifel mehr zurück, daß man hier ein Uebel zu bekämpfen habe, welches gewöhnlich keinem Heilmittel weicht: die Rückenmarksdarre genannt. Welche Arzneien

blieben wohl unversucht! welche berühmte Aerzte unbefragt! Und welcher strengen Lebensordnung unterwarf sich der Sieche; er der ohnehin in keinem Stück zu den Unmäßigen gehörte! Alles umsonst! — Wohl schien bisweilen irgend ein neuangewendetes Mittel Hülfe zu versprechen, aber keines erfüllte die Hoffnung für die Dauer. Der Freund fühlte, daß es an der Zeit sei, auf Gesundheit und langes Leben zu verzichten, — und er that es mit bewundernswerther Seelenstärke. — Von seiner Krankheit zu sprechen vermied er, so viel wie möglich. Sein Aeußeres kündigte sie nicht an. Er blieb wohlbeleibt, wie vorher; sein Blick verlor nicht das geistvolle Feuer, seine Wange nicht die frische Farbe. Im Gespräch ward er immer bald heiter, ja leicht scherzhaft; und mancher Fremde, der ihn als Schriftsteller lieb genug gewonnen hatte, um seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen, verließ sein Arbeitsstübchen, ohne zu ahnen, daß er so eben einen unheilbar Kranken besucht habe.

Unter allen Entsagungen, die ihm sein unerbittliches Geschick auflegte, hat ihn vielleicht

keine tiefer geschmerzt, als der Verlust jener Genüsse, die er sonst bei seinen weiten Spaziergängen, Berge und Thäler durchstreifend, gefunden hatte. Es blieb ihm nur ein schwacher Ersatz. Sein Pferdchen, — ein treuer geduldiger Schimmel, der fast bis ans Ende bei ihm ausdauerte, trug ihn täglich, selbst bei ungünstiger Witterung, hinaus in seine liebe Natur, — seine echte Muse! Die drei Kinder begleiteten ihn gewöhnlich auf seinem Spazierritt, zuweilen auch ein Freund; und für diesen war es rührend, die zärtlichen Blicke zu beobachten, die der arme Kranke auf die vor ihm herjubelnden und spielenden Kleinen herabsendete.

Die väterliche Erziehung, zwar auf die innigste Liebe, aber doch zugleich auf strenge pädagogische Regel gegründet, schien von trefflichem Erfolg. Die einzige Tochter reifte in Unschuld und Anmuth zur Jungfrau heran; das Brüderpaar bedurfte, — wie es denn in dieser Periode kräftiger schneller Entwickelung immer Noth thut, — einer männlich ernsten festen Einwirkung und Leitung; doch gaben Geist und Körper erfreuliche Anzeigen eines gedeihlichen Wachsthumes. Ich

selbst hatte Gelegenheit, mich davon ganz in der Nähe zu überzeugen; denn die edle Herzogin Regentin ertheilte, auf meine Bitte, gern die Erlaubniß, daß die beiden Wagner'schen Knaben an manchen Unterrichtsstunden des jungen Herzogs, namentlich an den mathematischen, Theil nehmen durften. Was aber meinen Freund vorzüglich erfreute, war die Bemerkung, daß sich bei ihnen, fast ohne allen Unterricht, ein vielversprechendes Kunsttalent zu entwickeln anfing. Es begann im Spiel; hauptsächlich mit gemalten, aus Kartenblättern geschnittenen Soldaten. Auch Pferde, Wagen, Kanonen nebst allem Zubehör wurden von den drei Spielgesellen des Prinzen, (denn mein Sohn Julius durfte der dritte sein,) so wie von ihm selbst, in solcher Menge fabricirt, daß ganze Regimenter gegen einander aufgestellt, und unter Anführung des wohlgetroffenen Napoleons so wie der übrigen Monarchen, — sämmtlich nicht ohne Portrait-Aehnlichkeit, — in die Schlacht geführt werden konnten, welche nicht selten so hitzig ausfiel, daß die kleinen Lenker des großen Schicksals selbst Napoleons, Alexanders, Friedrich Wilhelm's und

andre Helden der Zeit zu sein wähnten, ohne sich zu schämen, zugleich als Kanoniere das Geschütz zu bedienen. Die Mehrzahl der Gebliebenen, so wie gewisse durch die Geschicklichkeit des Manövers errungenen Vortheile der Stellung, entschieden am Ende den Sieg. Bei diesem eifrig und oft getriebenen Spiel gingen eine Menge Figuren zu Grunde; es mußten neue gemacht werden, und diese wurden immer vollkommner, immer schöner; die Pferde überraschten oft selbst den Kenner durch die Schönheit der Gestalt und die Leichtigkeit des ganzen Wurfs ihrer verschiedenartigsten Stellungen. Bald wurde Höheres versucht. Manche Rübezahlsmärchen hatten die lieben Knaben ungemein angesprochen, und sie fielen nun darauf, die bedeutendsten Scenen in selbst erfundnen bildlichen Darstellungen ins Kunstleben treten zu lassen. Man bemerkte in diesen Versuchen oft mit Vergnügen eine verständige Anordnung der Figuren, passende Stellung und Ausdruck, wie flüchtig und grell auch gewöhnlich die Farbengebung behandelt zu werden pflegte. Unverkennbar hob sich bei Anton, dem jüngeren Bruder, die

Anlage für Figuren, und bei dem älteren, Karl,*) die für das Landschaftliche hervor.

Großes Aufsehen erregte der kaum zehnjährige Anton durch seine, in der That auffallend schnellen Fortschritte im Portraitiren. Mit seinem klaren, kindlichen Auge, aus dem des Vaters Geist hervorleuchtete, wußte er das Charakteristische der Gesichtsbildung rein aufzufassen, um sie mit flüchtiger, schon recht fest werdender, Hand in Kreidezeichnung aufs Papier zu bringen. Erspähte Anton irgendwo einen Kopf in der Stadt, der ihm als des Abzeichnens würdig erschien, so war die Sache kurz abgemacht. Ehe sich's der Eigenthümer besagter Physiognomie versah, trat der kleine

*) In der Folge bildete er sich, von seinem edlen Herzog auf das großmüthigste unterstützt, für die Forstwissenschaft aus, besuchte hierauf, — da nun ein haltbarer Grund für jeden Fall gelegt war, — die Kunstschule zu Dresden, und ging sodann nach Rom, von wo er im Herbste des Jahres 1825 nach 3jährigem Aufenthalte, mit reicher Ausbeute und merklich vorgeschrittener Kunstbildung heimkehrte.

freundliche, überall gekannte und geliebte Künstler mit der Mappe unter dem Arme herein, und brachte sein Wort vor: „Mein Vater läßt sich schönstens empfehlen, und Sie möchten doch die Güte haben, mir auf ein halbes Stündchen zu sitzen.“ Was war da viel einzuwenden! Man hieß ihn lächelnd willkommen; den Stuhl hatte er schon zurecht gerückt, und Mancher setzte sich auf der Stelle gutmüthig hin, der sich vielleicht noch niemals diesem etwas langweiligen Stillhalten gefügt hatte. Doch es ging schneller ab, als er gefürchtet! Hatte der Kleine nur die Hauptzüge auf dem Papier, so packte er wieder zusammen; dankte höflich für die Gefälligkeit, und vollendete das Bild daheim für seine Sammlung. Viele dieser merkwürdigen Blätter haben sich noch erhalten; besonders bewahrt der Bruder Karl eine Sammlung derselben als ein theures Andenken an seinen geliebten Anton auf. Denn leider sollte auch diese schöne Knospe hienieden nicht zur vollen Blüthe gelangen! Anton folgte an einer unheilbaren Drüsenkrankheit dem vorangegangenen Vater bald nach. Auch die traute Tochter Luise starb in der Fülle

ihrer Jugendblüthe im vorigen (1825) Jahre, als eine glückliche Gattin und Mutter zu Salzungen, wo sie an einen wackern Prediger verheirathet war. Und des Scheidenden schönste Hoffnungen hatten auf diesen Geliebten geruht! Immer hatte er sich, während er rettungslos verstechen mußte, damit hauptsächlich getröstet, in seinen Kindern der Erde fortzuleben! — Aber kann es denn für die getrennte Liebe auf Erden einen höheren Trost geben, als die Wiedervereinigung im Lande der Seligen?

Siebenter Brief.

Sie fanden in meinen vorigen Briefen die Grundzüge zum lieblichsten Bilde eines beglückten Familien- und Dichterlebens gesammelt. In der That wäre unserm Wagner nur wenig zu wünschen übrig geblieben, hätte seinem Glück nicht Eines gefehlt, was ohne Kümmerniß und Gemüthsstörung aufzugeben, nun einmal den Sterblichen allzuschwer fällt: die Hoffnung auf seine längere Dauer. Zwar wollte sie bisweilen wieder

aufdämmern, wenn eine bisher unversuchte kräftige Medizin, der ermuthigende Zuruf eines Freundes, oder wohl gar eines berühmten Arztes, die Krankheit zu beschwören schien; *) allein der Erfolg bestätigte niemals die Erwartung, und bald gab es für den Patienten gar keinen wirksamen Zauberspruch mehr, den finstern Dämon zu bannen, als geistige Beschäftigung in unablässiger Arbeit. Ein großer Theil seiner „Reise in die Heimath," „Isidora," „Ferdinand Miller" und der „Fibelschütz" beweisen die rastlose, ja sogar die heitre Thätigkeit seines Geistes und den schönen Schwung seiner Phantasie, während der sieche Körper sich mühsam nur in ganz kleinen Strecken fortschleppen mußte.

*) So heißt es unter andern in einen Brief von Fichte an W. v. 3. Nov. 1810: „Ich habe mit Hufeland gesprochen, der sich Ihrer mit der freundschaftlichsten Wärme erinnert. Er ist gar nicht ohne Hoffnung für Sie! Ja, Sie werden den Ihrigen und der Welt noch lange erhalten werden, und mit Ihrem herrlichen Talente noch lange Wärme und Licht in empfängliche Seelen strömen."

Mehrere begonnene Werke sind unvollendet geblieben, und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen und dem Publikum von denselben einige nähere Kunde zu ertheilen.

Vor allen Dingen lassen Sie mich eines Versuchs erwähnen, der unsern Freund auf das Angenehmste beschäftigte und zu den freudigsten Hoffnungen begeisterte, aber bei seinem gänzlichen Mißlingen zuletzt freilich auch um so tiefer schmerzte. Ich meine seinen Plan zur Gründung einer allgemeinen teutschen Kunstschule. — Der „Aufruf an alle Teutschen," der dem Plane selbst voransteht, ist dem 1ten Theil seiner Reise in die Heimath als Beilage mitgegeben wo Sie ihn jetzt gewiß aufs Neue nachlesen werden. Im Ganzen sind darin treffliche Gedanken und Winke zerstreut, und fast rührend für den Leser drückt sich der patriotische Eifer für teutschen Ruhm und für die Förderung der Kunst in schöner, reiner Herzenssprache aus. Das ganze Gebäude steht in diesen, mehrere Druckbogen umfassenden Umrisse vollendet da, und es fehlet blos an einer Kleinigkeit, — am Fonds zu den Baukosten! Enthusia-

fischen, phantasierlichen Menschen gilt das, aus Erdenschmutz heraufgewühlte Silber, und selbst das „Laufegold," (wie es der edle Dichter des, bekannten Rheinweinliedes schimpft,) so wenig, daß sie dessen Herbeischaffung sich nicht sonderlich kümmern und in ihren hochfliegenden Planen durch den niedrigen Mamon nicht stören lassen. „Wie? fragte der liebe Projektenmacher; im ganzen teutschen Vaterlande sollten sich nicht wenigstens hunderttausend Männer finden, die für einen großen gemeinsamen Zweck einige Thaler gern aufopferten? Gewiß fehlt es nur am ersten Anstoß; es muß gehen!" Seine vertrauteren Freunde schüttelten theils bedenklich den Kopf *) theils riethen sie geradezu ab; ja manche fanden schon etwas Krankhaftes in der Idee des Planes selbst; doch Wagner ließ sich nicht irren. Mit Aufopferungen, die für ihn allerdings bedeutend waren, suchte er seinen Vorschlag durch ganz Teutschland zu verbreiten. Da er nur wenige Freiexemplare

*) Verschiedene merkwürdige, diesen Kunstschulplan betreffende Aeußerungen finden sich in den Beilagen der beiden letzten Briefe.

von seinem Buche bekam, so mußte er eine Menge zu versendender selbst baar dem Verleger bezahlen, hatte nach allen Gegenden hin Briefe zu schreiben und portofrei zu verschicken; so daß er wahrscheinlich jenen Theil der „Reisen" der den Kunstplan enthält, so gut wie umsonst geschrieben haben wird; er der seinen Ehrensold doch für die eigne Subsistenz so nothwendig brauchte!

Es fehlte Anfangs nach der Bekanntmachung nicht an Männern von Gewicht, welche von dem Großartigen der Idee ergriffen wurden und den Dichter darin bestärkten. Einer der ausgezeichnetsten von Teutschlands echten Bürgern und Schriftstellern, der berühmte Fichte, mag hier vor Mehreren andern selbst reden. Hier ist sein darauf sich beziehender Brief unabgekürzt:

* * *

Berlin den 12ten April 1808.

„Ihre tiefe, lebendige und belebende Weltansicht war mir schon früher eine erfreuliche Erscheinung, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie

mich mit dem neuſten Produkte derſelben haben bekannt machen wollen.

Was insbeſondere Ihren Plan zu einer gemeinſchaftlichen Kunſtſchule der Teutſchen anbelangt, ſo bin ich zwar im Allgemeinen der Meinung, daß der Quell unſrer Uebel tiefer liege, und ein umfaſſenderes Heilmittel dagegen gewählt werden müſſe; — daß es nicht die Kunſt iſt, die uns zunächſt Noth thut, und daß, wenn wir nur dieſes Eine erſt hätten, es ſich auch mit der Kunſt, ſo wie mit den übrigen Früchten einer guten Geſinnung von ſelbſt geben werde.

Dennoch halte ich dafür, daß jeder angreifen müſſe an der Stelle, an die eben ihn der Geiſt treibt; und daß Ihr Plan von der Seite das allgemeine Intereſſe aller Guten verdiene, weil er den Teutſchen eine Gelegenheit bietet, ſich als Eins, und als ein ſelbſtſtändiges und eigne Kräfte habendes Ganzes zu betragen, und begreifen zu lernen. Ich werde in dieſer Rückſicht denſelben befördern, ſo weit es in meinen Kräften ſteht. Zunächſt zwar rechnen Sie auf Privatperſonen, was ganz Recht iſt und zum eben angegebenen

höhern Zwecke dient. Die Welt der gemachten Leute, die bei uns schon ausgestorben war, ist durch die drückenden Zeitläufte dermalen noch todter, denn todt, und es ist von dieser nichts zu erwarten. Dagegen ist auch bei uns allmälig eine jüngere Welt heraufgewachsen, die der Anregung zum Guten schon empfänglicher ist. Die Aufmerksamkeit dieser ist, eben aus dem Gesichtspunkte, den ich oben angegeben und der dermalen bei uns angeregt ist, schon auf Ihren Plan gefallen. Ich werde diese Bewegungen im Auge behalten, und sehen, was sie ergeben.

Mein eigner nächster Gedanke war der, unsre Regierung dafür zu interessiren, und ich habe in dieser Hinsicht Ihr Buch, so wie ich es selbst nur durchgelaufen, an . . . . befördert, dessen biederer, teutscher Sinn gewiß nicht kalt bleiben wird. Auch sind andre Wege eingeschlagen, um diejenigen, die in dieser Sache eine Stimme haben, dafür zu interessiren. Mein Wunsch wäre, daß die Kosten, welche unsre bisherige Kunstakademie, — nicht gerade, wie Kenner glauben, zu großem Gedeihen der Kunst, — verursacht hat, auf diese

nicht ausschließende, sondern gemeinsame teutsche Angelegenheit verwendet würde, und daß wir so zuerst auch andern teutschen Regierungen ein Beispiel des Gemeinsinnes geben möchten. Vielleicht könnte Berlin hierdurch, — und wenn etwa bis dahin die übrigen Teutschen uns vortheilhafter als bisher sollten kennen lernen, — die Ehre verdienen zur Schulstadt zu werden. Es ist ohnehin der Beschluß gefaßt, hier eine Universität zu errichten, welche, wenn die Ausführung dem Entwurfe entspricht, eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs werden, und keineswegs das Gepräge einer Finanz-Spekulation, sondern eines allgemeinen National-Instituts an sich tragen soll. Damit würde sehr schicklich die Schule der bildenden Kunst sich paaren; auch besitzen wir herrliche Kunstschätze, die nur zerstreut und ungekannt sind, in Menge.

Ich wünschte in dieser Absicht, daß Sie an * — offen und vertrauungsvoll schrieben, und ihn für Ihre Sache zu gewinnen suchten. Auch bei ihm wird, als teutschvaterländische Angelegenheit, der Antrag den meisten Eingang gewinnen. Er

hat gröſsen Einfluſs auf die Organisation der beschlossenen Universität, und mit der Wissenschaft vereinigt sich leicht die Kunst.

Ich empfehle mich Ihnen ergebenst und hochachtungsvoll.

Fichte.

Im folgenden Jahre erfreuten Wagnern nachstehende Zuschriften des edlen Mannes.

Berlin den 11ten October 1809.

Ihre Briefe, Theurer, Verehrter, nebst den Beilagen, habe ich richtig erhalten, und mich an den fernern Offenbarungen Ihres tiefpoetischen Gemüthes innig geweidet.

Es ist Ihnen ohne Zweifel geschrieben worden, daſs ich seit dem Sommer des vorigen Jahres schwer krank gewesen. Als Ihr zweiter Theil der Reisen ꝛc. bei mir eintraf, bereitete ich mich eben, in Bädern die verlorne Kraft wieder aufzusuchen. Ich bin zurückgekehrt mit nicht ungünstigem, jedoch nicht völlig befriedigendem Erfolge. Seit der Zeit habe ich vollauf zu thun gehabt, um meinen, theils durch die lange Krankheit, theils durch die

nachmalige um der Kur willen mir aufgelegte Ruhe, sehr entwöhnten Geist wieder zur vorigen Kraftanstrengung zu erziehen. So sind eine Menge Gegenstände der Thätigkeit, die mich reizten, — so ist auch die Beantwortung Ihres letzten Briefes unterblieben.

Tieferschüttert hat mich Ihr neuster. Ich kenne die Lage Ihrer Gesundheit nicht; aber, wie dieselbe auch beschaffen wäre, ich in Ihrer Lage würde hoffen.

Weil ich denke, daß die Erfüllung Ihres Wunsches auch auf Ihre Genesung die besten Folgen haben könne, habe ich gleich Hand ans Werk gelegt. Ich habe eine Dame, ausgezeichnet an Geist und Herz, die der Königin Freundschaft verdient und besitzt, zur Vertrauten gemacht. Diese ist von Ihrem Schreiben an * — von Ihrer rührenden Bescheidenheit, entzückt. — Wir zweifeln alle nicht an der endlichen Erreichung des schönen Zweckes.

Indem ich mich zum Schreiben an Sie niedersetzte, empfing ich einen Brief von der Fr. Ch. v. K. — (Sie kennen diese Dame, glaub' ich;

wenigstens war sie die erste, die mich mit Ihren schriftstellerischen Meisterstücken bekannt gemacht, und mir mit dem verdienten Enthusiasmus davon gesprochen hat.) „Sie stehe, schreibt die treffliche Frau, auch Ihrer Gattin für ein Jahrgehalt von 50 Rthlr., und werde mir das Nähere mündlich melden. Eine Prinzessin habe vorläufig 30 Rthlr. subskribirt.

Ich betrachte die Sache ganz als meine eigne, und bitte Sie, hierin mir zu vertrauen So sein Sie denn hierüber ruhig, theurer, inniggeliebter Mann. Sagen Sie das Alles den Ihrigen, und verweisen Sie dieselben an mich; und sodann genesen Sie, und leben noch lange uns Allen zur Freude!

Mit den Gesinnungen der innigsten Liebe

der Ihrige

F.

* * *

Berlin den 17ten December 1809.

Göttliche Seelen haben zuweilen Inspirationen, besonders die der Weiber. Das sehr brave

Weib, so die Bestellung Ihres Briefes an * — durch * — übernommen hat, und durchaus nicht zweifelt, daß Ihr Gesuch nicht gewährt werden sollte, schickt mir Beiliegendes für Sie mit der Aeußerung: „damit Sie doch freudiger und ruhiger vorläufig eine Erquickung sich erlauben möchten, die vielleicht Ihr Zustand erforderte."

Ich habe es angenommen, und sende es Ihnen, wiederum festvertrauend auf Sie, daß Sie in keinem Falle die gute Seele, die in reiner Demuth, (denn das war ganz ihr Ausdruck,) „sich nicht genügt haben würde ohne dieses," — nicht verkennen werden. Ich hoffe recht bald, (die Dame, von der ich rede, reist in diesen Tagen der Königin entgegen,) Ihnen erfreuliche Nachrichten geben zu können; festrechnend auf Ihre Erhaltung, und auch darüber von Ihnen Erfreuliches erwartend.

Die gehoffte baldige erfreuliche Nachricht wurde eine ſpäte, für die Hauptſache ziemlich unerfreuliche. Sie erfolgte erſt im November 1810, alſo am Ende eines Jahrs, wo König und Volk in Preußen einen großen Verluſt betrauerten. Das Reſultat des letzten Briefes den der edle Fichte an W. ſchrieb, beſchränkt ſich eben darauf, daß für ſeinen Kunſtplan nichts geſchehen ſei, und nichts geſchehen könne. — So ſtimmte es auch zum Ganzen. Verſchiedene Fürſten, namentlich der, für Kunſt und Wiſſenſchaft eifrig wirkende Fürſt Primas, Dalberg, machten Miene, ſich der Sache ernſtlich anzunehmen; einzelne Subſkriptions-Beiträge gingen ein; noch hielt die Hoffnung feſt, bis Niemand mehr ſubſkribirte, und die öffentlichen Empfehlungen des Kunſtſchulplanes leiſe verklangen. Zuletzt konnte der arme Teutſche, der auf die großartigen Geſinnungen ſeines Volkes mehr, als ſchicklich, gerechnet hatte, ſich nicht länger verhehlen, daß die Kopfſchüttler und Achſelzucker denn doch ganz Recht gehabt hatten, und daß es einem armen Dichter anſtändig ſei, ſich zu beſcheiden, und nicht zu unterfangen, den faſt

allmächtigen, hochmüthigen und metallherzigen Götzen der Welt mit dem papiernen Zauberstab herbei winken, und zu seinem Dienste bannen zu wollen.

Weniger das Bedauern seiner dargebrachten Opfer, als ein gewisses Schämen und Bereuen des, nun freilich sichtbaren, Mißgriffs in der Beurtheilung der teutschen Millionen und in der ganzen Berechnung seines Bauriſſes, vrrdarben ihm manche schöne Stunde; und wenn er sich in der genialen Einleitung zum „Fibelschützen" mit humoristischer Scherzhaftigkeit darüber herausläßt, so blickt die tiefe Kränkung immer noch deutlich genug hindurch. Er merkte es wohl bald, daß die gehoffte allgemeine Theilnahme für die gute Sache sich in einzelne Geschenke für ihn auflöse; — und das that ihm so weh!

Ei nun! Warum betrübtest du dich denn, du theurer Freund? Du hattest es ja recht von Herzen gut gemeint! Und es giebt doch wohl ein Buch, worin dir's gut geschrieben worden ist, was du hier dem edlen Zweck in deiner Armuth geopfert hast!

Als „Ferdinand Miller" beendigt, und „Isidora" ziemlich weit vorgerückt waren, ging W. an ein Werk, welches wohl unter den übrigen am meisten geeignet sein dürfte, von der damals immer deutlicher hervortretenden Grundstimmung seines Gemüthes zu zeugen. Unter dem Titel „Jesus von Nazareth" wollte er nämlich eine einfache Zusammenstellung der vier evangelischen Geschichtbücher versuchen. Er that es nicht ohne Rathfrage bei einigen der ausgezeichnetsten Theologen, z. B. bei dem ehrwürdigen Griesbach zu Jena, der ihn auch, nach einigen vorgelegten Probestücken, auf das Herzlichste zur Fortsetzung aufmunterte.

Ohne Zweifel war diese Schrift in Bezug auf ihren Verfasser bei weitem die wichtigste, die ihm aus der Feder — oder wie ich vielmehr sagen sollte, aus dem Herzen, geflossen war. Täglich jene heiligen Schriften vor Augen, um ihren erhabenen Inhalt von allen Seiten zu erwägen und zu vergleichen, schien ihm erst jetzt über den Reichthum ihres unerschöpflichen Schatzes das rechte Licht aufzugehen. Das göttliche Wort: „Suchet, so werdet ihr finden" bewährte sich bei

ihm auf das Herrlichste. Von allen Freunden, die in der Folge während seines peinlichen Krankheitszustandes die stille Geduld, die unwandelbare Sanftmuth, Besonnenheit und Geistesheiterkeit des Siechen bewunderten, gab es vielleicht nur Wenige, welche es wußten: wie unendlich viel er in dieser Hinsicht seinem „Jesus von Nazareth" zu verdanken habe.

Das Manuskript des lieben Büchleins, welches so eben in reiner Abschrift vor mir daliegt, ist nicht bis zum Beginn der Leidensgeschichte des Heilandes fortgesetzt. Es schließt, fast ominös, mit den Worten:

„Ich will jetzt kommen, antwortete
Jesus, und ihn gesund machen."

Wahrscheinlich die allerletzten Zeilen, welche Wagner für den Druck schrieb! — Vielleicht hörte er, indem die schwere, müde Hand die Feder niederlegte, im Geiste den himmlischen Ruf: „Amen. Es geschehe also!" — denn der Retter war nahe.

Die einzelnen Abschnitte der heiligen Erzählung theilte W. von Zeit zu Zeit einigen Gelehrten, und Freunden, unter welchen letzteren ich

mich selbst nennen darf, mit, welche seinem Verlangen, das Werk mit ihren Bemerkungen zu begleiten, gern entsprachen.

In seinen letzten Stunden gab der Verfasser den Wunsch zu erkennen, daß seine unvollendeten Werke in dieser unvollkommnen Gestalt dem Publikum nicht übergeben werden möchten. So ruhte denn auch diese Handschrift bei Voß und Truchseß; (von diesem Letzteren in der Folge mehr!) und erst vier Jahre nach Wagners Tod erhob sich unter seinen Freunden die Frage: „ob man nicht, mit Benutzung der beigefügten, von Voß sorgfältig zusammengestellten, Anmerkungen, dem Werke die letzte Feile geben sollte, die er selbst noch vermißt hatte, um es dann dem Druck zu überlassen?“

Unter meinen Papieren finde ich folgenden Brief an Truchseß, den ich, da er zugleich meine gegenwärtige Ueberzeugung ausspricht, und die Erzählung des schönen Verhältnißes einleitet, in welchem wir mit diesem Edlen standen, — Ihnen unabgekürzt mittheile.

* * *

Altenstein, den 26ten Aug. 1816.

Auf der schönen Burg meines Bettenburger Ritters, der so gastfrei, und eben deshalb selten Gast-frei ist, — mag's wohl schon eher vorgekommen sein, daß alte und neue Gäste sich auf der Schwelle begegneten. Man hat in solchen Fällen sein Gesicht nicht immer ganz in seiner Gewalt, und murmelt vielleicht, wenn es klopft, in den Bart; „ach! schon wieder Einer!" — Da tritt aber manchmal ein alter treuer Freund herein, nach dem wir uns lange schon gesehnt haben. Wie heitern sich dann alle Mienen plötzlich auf! Wie eilt man ihm entgegen! Wie herzlich bittet man ihn in Gedanken um Verzeihung, daß man nicht gleich freundlich „herein" gerufen; und wie labt man sich nun mit ihm, reich entschädigt für die Langweile, die seine Vorgänger uns mitbrachten! — Ein solcher lieber Gast war mir Ihr Brief, der gerade an einem Morgen anlangte, wo ich schon mehrere mich langweilende erbrochen hatte. Noch einmal heiße ich ihn herzlich willkommen, und eile nun sogleich zur Beantwortung.

Von unſers Wagners unvollendet gebliebenem Werk hat mein Gedächtniß, außer dem wohlthätigen Eindruck, den es im Ganzen bei mir zurückgelaſſen, nur wenig aufbewahrt. Mein Urtheil iſt daher jetzt, ſobald es ins Einzelne gehen ſoll, wo nicht das des Blinden von der Farbe, doch wenigſtens das des Kurzſichtigen von der Ferne. Doch ſelbſt bei ſolchem beſchränkten Urtheile finde ich die Schwierigkeiten, die unſern Voß bisher von der übernommenen Bearbeitung und Ergänzung des Fragmentes abſchreckten, erheblich genug, ja kaum zu beſeitigen!

Unſer verewigter Freund hatte wohl das rechte Herz, den Evangeliſten das Leben Jeſu nachzuerzählen, aber an den unerläßlichen Vorkenntniſſen fehlte es ihm gewiß, inſofern nämlich eine befriedigende Vereinigung der heiligen vier Bücher vom Leben Herren Leben und Sterben ohne Kritik und Sprachſtudium nicht füglich unternommen werden darf. Wer aber nach Wagner ſein Werk zu bearbeiten und zu vollenden übernimmt, der übernimmt es zugleich, das Mißverſtandene zu berichtigen, die ſämmtlichen vorliegenden Anmerkungen

sachverständiger Männer zu beachten; und außer diesen noch gar manche andre, die in den Werken neuerer Schriftsteller zerstreut sind. Das führt in ein weites Feld, und man möchte dabei wohl fragen: „was bliebe dann zuletzt von Wagners Arbeit noch übrig?“ — Auch ich liebe, mit unserm Göthe, die Arbeiten aus ganzem Holze, und bin nicht für das Leimen. Mag es auch ein goldner Bart sein, der an einem elfenbeinernen Jupiters-Antlitz sitzt: er bleibt dennoch eine verwerfliche Stückelei. Daß ist's was Voß fühlt, und ich mit ihm!

Von dieser Seite betrachtet, würde ich also kein Bedenken tragen, den Druck der, auf solche Weise umgearbeiteten Schrift abzurathen. Was aber möchte wohl hindern, das Bruchstück ganz in seiner jetzigen Gestalt Wagners vielen Freunden als ein letztes Andenken aus treuem gutem Herzen darzureichen? Die undankbare Rolle eines Zwischenredners aufgebend, übernähme Voß die des Vorredners. Er gäbe die kurze Geschichte des Werkleins, und suchte überhaupt den Leser in den rechten Gesichtspunkt zu stellen, welcher

kein andrer ist, als der des Glaubens und der Liebe. Wahrlich! Auch dieser Jesus von Nazareth würde Herzen gewinnen und erwärmen! Wagners Publikum ist groß; sein „Jesus" wird unter demselben gar viele Leser finden, welche die Evangelisten nur von weitem kennen. — Wer vermag die frommen Gefühle zu zählen und zu wägen sich erdreißen, die, durch eine solche Schrift entzündet, als eine heilige Opferflamme des gottgeweihten Herzens vielleicht nimmer wieder verlöschen? Die Geschichte des größten Leidenden, den die Welt hatte, von einem ausgezeichneten Schriftsteller, der selbst ein armer, leidender Mann war, unter vielen stillen Thränen erzählt, (deß bin ich Zeuge!) von einem Manne erzählt, der niemals die gelehrte Schriftforschung zu seinem Studium gemacht, sich niemals im Gewirre theologischer Systeme und Hypothesen befangen hatte, und darum aufhob „heilige Hände ohne Furcht und Zweifel;" und dessen müdes Leben früher zu Ende ging, als seine Erzählung: ach, wie rührend und erwecklich ist das! Wer möchte wohl den letzten, unvollendet gebliebenen Satz des ehrwürdigen Bruch-

stücks ohne nasse Augen anzuschaun vermögen? Und wie Mancher würde es nur darum aus der Hand legen, um in der Bibel selbst weiter zu lesen?

Daß Wagner die Bekanntmachung seiner letzten Arbeit nicht wünschte, ist eben so in der Ordnung, als daß wir sie wünschen. Die Gründe, die uns veranlassen, an ihre Nutzbarkeit zu glauben, konnten die seinigen nicht sein, denn er mußte sie nur allein im Werk selber, unabhängig von seiner Persönlichkeit, suchen: wir hingegen dürfen gerade diese vorzüglich mit in Anschlag bringen. Die gelehrte Kritik, die jenes letzte rührende Andenken unsers hartgeprüften Freundes herabzuwürdigen wagte, müßte sich ja zu Tode schämen!

Dies, Theuerster, ist meine Ansicht und Meinung. Mögen nun Sie, Jean Paul, Voß, — vielleicht auch Ihr trefflicher Rochlitz, dem man das Manuskript mittheilen müßte, und der unter uns Allen wohl am unbefangensten darüber urtheilen könnte, — entscheiden."

* * *

Noch manche Verhandlung dieses Gegenstandes folgte, aber das Resultat neigte sich dahin: " Wagner's Manuskript sei in seiner gegenwärtigen Gestalt dem Druck nicht zu übergeben, sondern ehe dieses geschehen könne, müßten vorher die gesammelten wichtigsten Bemerkungen berücksichtigt und eingetragen, auch wo möglich das Ganze vollendet werden." Da nun doch dieser bedenklichen Arbeit des Abänderns und Vollendens sich Keiner von Allen mit Ernst unterziehen wollte, so blieb die Handschrift zurückgelegt bis jetzt, wo ich fast von allen genaueren Freunden des Verfassers noch allein, wenigstens abgetrennt von den Wenigen stehe, die in der Ferne leben, — und daher um so weniger wagen darf, seinem erklärten Wunsche und der gemeinsamen Berathung der hingeschiedenen Freunde entgegen zu handeln. Es wird demnach die ehrwürdige Reliquie aus Wagners Nachlasse blos für seine Nachkommen ein erbauliches Angedenken bleiben. Das Ganze ist gewiß von der Art daß man nur höchst ungern daran ändern, und eigne oder fremde Meinungen einflicken mag; am

allerwenigſten getraute ich mir bei dieſem Werke, zu verbeſſern, was mein Freund entworfen, zu vollenden, was Er begonnen hat.

Anders verhält ſichs mit ſeiner zweiten, ebenfalls unvollendeten Arbeit: „Thalheim, ein Roman.“ Dieſe Dichtung iſt bis zu einem Punkte der Geſchichte fortgeführt, wo ſich eine Ueberſicht vom Ganzen gewinnen läßt. Die Grundzüge desſelben, — obgleich hier und da nur flüchtig entworfen, ſind dennoch ſcharf und kenntlich genug; die Fabel iſt anziehend; manches Einzelne recht gemüthlich ausgeführt; — ſo daß es dem Herausgeber nicht wohl zu verzeihen wäre, wenn er dieſer letzten romantiſchen Arbeit des Dichters nur flüchtig erwähnen, und nicht vielmehr das halb ausgeführte Gemälde in erkennbaren Umriſſen zu näherer Beſchauung aufſtellen wollte. So ſoll denn dieſes in meinem künftigen Briefe geſchehen, den Sie daher mehr als eine Beilage zum vorliegenden zu betrachten haben. Wenn bei dem Wiedergeben einer Erzählung, deren Handſchrift über 14 Druckbogen umfaßt, allerdings bedeutende Abkürzungen hier unerläßlich ſind, ſo

werde ich mich doch sehr hüten, die üppige lebenreiche Gestalt, welche des Dichters Phantasie gebildet, nun als ein ausgetrocknetes Knochen- und Muskelpräparat hinzustellen, da mir, wie Ihnen, eine solche geschmacklose Skelettirung, wie man sie nur zu oft in den Kritiken erzählender Dichtungen findet, von jeher verhaßt war. Sie finden also hoffentlich, — und zwar so viel möglich von Wagners eignem Pinsel, — hier immer noch ein Gemälde, wenn auch in verkleinerter Kopie, und werden es dem befreundeten Kopisten gewiß danken, daß er auf die einzige, ihm mögliche, Weise dieses interessante Bruchstück der Vergessenheit zu entreißen versuchte.

Achter Brief.

(Thalheim, ein Roman.)

Anlage und Einleitung des Romanes sind von der Art, daß man sich Anfangs wundern möchte, wie der Dichter einen so oft benutzten, ja vielmehr abgenutzten, Stoff zur Bearbeitung habe wählen können. „Thalheim" ist nämlich nichts mehr und nichts weniger, als eine Robinsonade.

Beginnt man den Gang der Begebenheiten mit der Erzählung: wie Thalheim, der Sohn einer Amtmannswittwe, — ein geschickter, wissenschaftlich und sittlich wohlgebildeter, junger Mann, — vom Grafen Feldberg bereits zum Prediger bestimmt, vor dem Antritt des Amtes noch die Erlaubniß des Patronatherren zu einer Fußreise nach der Schweiz und Italien benutzt; wie er von Genua aus, trotz den damals gefahrdrohenden englischen Schiffen, eine Lustfahrt auf einer Fischerbarke unternimmt, und am himmlisch schö-

nen Abend seines ersten, auf dem Meere verlebten Tages einem Kaper zur Beute wird; lies't man weiter, wie der Seeräuber, ein eben so listiger als roher kräftiger Mann, ihn nebst den andern Geraubten zu einer Kolonie des südlichen Amerika hinzuschaffen gedenkt; wie dann nach langer Fahrt gräßliche Stürme hereinbrechen, welche das Raubschiff in unbekannte Fernen verschlagen; sieht man es endlich in den, allerdings trefflich gelungenen, Darstellungen an einer wüsten Insel scheitern, wo in der Brandung schroffer Felsen die ganze Schiffsmannschaft den Tod findet, und Thalheim allein lebend auf die Klippen geschleudert wird; wie er einige Tage lang mit der Verzweiflung kämpft, vom Hunger gepeinigt, vom fernen Brüllen eines Löwen erschreckt, bis die Noth ihn treibt, unter vielfachen Todesgefahren, die Felsen zu erklimmen und auf Entdeckungen im unbewohnten Eilande auszugehen: — lies't man bis dahin, so wird es immer noch schwierig scheinen, diesem vielfach behandelten Stoff eine neu anziehende Kraft anzudichten; aber gleichwohl wird man unter dem Lesen immer zufriedener mit der lebendigen Dar-

ſtellungsgabe, immer aufmerkſamer auf den Fortgang der Begebenheiten; und bald fühlt man ſich völlig überzeugt: der Dichter habe ſich auch hier weder in der Wahl ſeines Gegenſtandes vergriffen, noch auch ſei er in der Behandlungsweiſe desſelben hinter ſeinen früheren Leiſtungen zurückgeblieben.

Robinſon Thalheim findet, eben ſo wie der berühmte Stammvater dieſes ganzen Geſchlechtes, der alte Kruſô, einen Geſellſchafter in ſeiner wüſten Einſamkeit; aber mit deſſen Erſcheinung beginnt der Dichter dem Gang der Begebenheiten eine ganz neue Wendung zu geben, und von da an laſſen wir am ſchicklichſten ihn ſelbſt die Erzählung aufnehmen.

* * *

Thalheim hatte, (auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe durch die Inſel,) eine dichtverwachſene Umzäunung von Akkazien nicht ohne Anſtrengung überſtiegen, und entdeckte in dieſer Anpflanzung mit Entzücken die erſten Spuren von Menſchenhänden. „O ſo finde ich euch denn wieder, rief er aus, ihr einzigen Weſen auf dieſem Erdballe, welchen ein fühlendes Herz zum Erbtheile gegeben

ward! Ich weiß, ich fühle es, so wie ich dieses Werk eurer Hände überschritt, war mein Leben wieder in Sicherheit. Hier ist wieder menschlicher Friede heimisch; ich finde meines Gleichen! O nehmt mich brüderlich auf! Laßt nicht mein verarmtes Leben den Ungeheuern der Wüste zur Beute werden!" Er watete durch einen kleinen Fluß und suchte einen niedrigen Fruchtbaum, um seinen Hunger zu stillen. Er fand eine Art wohlschmeckender Feigen, deren Mutterstämme offenbar an ihre Stelle gepflanzt worden waren. Mitten in dieser frohen Ueberraschung erblickte er in einiger Entfernung eine Gestalt von seltsamer Art, im Schatten eines vollblühenden Granatbaumes liegend. Zagend wußte er nicht, sollte er das namenlose Ding für ein Paar nebeneinander ruhende Ziegen, oder für irgend ein unbekanntes Thier der Wüste halten. — Jetzt, als er es gewagt hatte, behutsam näher hinan zu schleichen, überzeugte er sich mit Erstaunen, es sei ein schlummernder Mensch. Dem Anscheine nach, ein achtzehnjähriger Jüngling von schöner herkulischer Gestalt, wiewohl sehr von der Sonne gebräunt. Ganz

nackt lag er auf Ziegenfellen hingestreckt, neben ihm eine Keule, deren furchtbare Größe seltsam gegen das, im Schlummer lächelnde, Menschenantlitz abstach. Unerschreckt von dieser Waffe, trat Thalheim immer näher herzu; ja die unbeschreibliche Freude, hier in dieser nur von Thieren bewohnten Wildniß einen Menschen, — wenn auch einen Wilden, — gefunden zu haben, und die Sehnsucht ihn zu wecken, trieb ihn, sich an die Seite des Schlafenden niederzulegen, und in seinem Entzücken ihm einen Kuß auf die breite Brust zu drücken. Einige Früchte, die er von den Bäumen gepflückt, hielt er in Bereitschaft zur ersten Freundschaftsgabe beim Erwachen. Seine Ungeduld führte es endlich herbei, als er ihm die Wangen streichelte, um welche der zarte Flaum des Bartes sproßte. Wie nun der unbekannte Mensch die großen, blauen Augen aufschlug, nahm Thalheim sogleich eine Feige in den Mund, und steckte die andere zwischen die Lippen des Erwachten. Der großäugige Wilde lächelte, das Geschenk zerkauend; dann aber, als die Besinnung des Erwachens ganz zurück gekehrt war, starrte er mit

dem Ausdruck des höchsten Erstaunens die fremde Erscheinung an, und stieß aufspringend ein fast wieherndes Geschrei aus. Thalheim ging auf ihn zu, und jener that ungeberdig einige Sprünge, um zu entfliehen.

Das war freilich ein traurig tiefer Grad von Wildheit, vor welchem Thalheim erbebte, und der ihm auch leider nur allzudeutlich bewies, daß dieses arme Wesen, außer ihm, wohl das einzige menschliche auf der ganzen Insel sein müsse, doch verzagte er noch nicht, ihn zum Freunde zu gewinnen. Er holte sein Fläschchen Arrak, (das er beim Schiffbruche zufällig in der Tasche gerettet, und bisher sorgsam geschont hatte,) hervor, trank ein wenig, und reichte es Jenem hin, wie vorher die Feige. Zitternd kam er näher, sprang von neuem zurück, kehrte wieder — und endlich behielt die Neugierde doch die Oberhand. Er litt es, daß ihm Thalheim einige Tropfen in den Mund gießen durfte, und gab mit lautem Geschrei sein Wohlgefallen zu erkennen; und wieder streichelte ihm der Freund sanft die Wangen, und bemerkte mit Vergnügen, daß er dazu lächelte, und

ihm dieſelbe Liebkoſung zu machen verſuchte, wobei er ſich ſichtlich in Acht nahm, Thalheimen mit ſeinen ſcharfen krallenartigen Fingernägeln zu verwunden, indem er deſſen ſanftere Hände aufmerkſam betrachtete. Plötzlich ſchoß er wie ein Pfeil auf zwei in der Nähe weidende Ziegen los, packte eine davon, und trug ſie in vollem Rennen zu Thalheimen hin, legte ſie dort auf den Rücken, ſich darneben, und nun fing er an ihrem vollen Euter zu trinken an, welches das Thier, vermuthlich ſchon daran gewöhnt, geduldig litt. Thalheim legte ſich neben ihn, und da Jener bei dieſer Bewegung lächelnd aufſprang, ſo glaubte der Freund, ihn verſtanden zu haben, und trank die ſüße Nahrung mit großem Appetit, während der Wilde ſchon mit frohem Geſchrei eine andere Ziege herbei trug. Aber Thalheim hatte die fette Milch ſo ungemein labend und köſtlich gefunden, daß er weder Hunger noch Durſt mehr fühlte, und daher allerlei Zeichen der Verneinung machte, worauf Jener endlich die beiden Thiere laufen ließ, und nun eine gewiſſe verlangende Miene annahm, welche ſeinen Gaſt an das Arrakfläſchchen erinnerte. Mit

Freuden zog er daſſelbe nochmals hervor, gab ihm aber, wie vorhin, nur wenige Tropfen, um der einfachen Natur nicht zu ſchaden. Er lachte wieder laut auf, und Thalheim bemerkte, daß dieſes Lachen vollkommen menſchlich und wohlklingend, alle Töne der Furcht und des Erſtaunens aber faſt ganz thieriſch waren. Er benutzte übrigens dieſe neue Annäherung wieder ſo viel möglich, um den Friedensbund immer feſter zu knüpfen; er liebkoſte den wilden Jüngling und ſchloß ihn endlich ſanft in die Arme. Auch das erwiederte er, und Thalheim fühlte in dieſem ſeligen Augenblicke nicht den kleinen Schmerz, welchen die barbariſchen Klauen ſeiner Schulter verurſachten, ſondern er fühlte nur die ſanften Schläge der brüderlichen Bruſt an der ſeinigen.

Da der Wilde großes Gefallen an ſeinem Huthe zu finden ſchien, ſo ſetzte er ihm denſelben auf. Er ſprang ſogleich zum Fluſſe, beſah ſich dort, und kehrte lachend zurück um in dem neuen Putz mit dem neuen Bruder, — deſſen gleiche Gattung ſeinem Verſtande nunmehr einzuleuchten ſchien, — unter allerlei poſſirlichen Sprüngen zu

ſpielen. Aber plötzlich blickte er ſtarr nach einem nahen Baume hin, warf den Huth von ſich, ergriff ſeine Keule und eilte fort. In dieſem Augenblick ſah Thalheim zwei Affen aus den Zweigen jenes Baumes herabſpringen, welche der Wilde mit Wuth verfolgte. Er erhaſchte bald den Einen, und ſchmetterte den Dieb ſeiner Früchte mit leichtgeſchwungenem Kolben zu Boden; der Andre rettete ſich ſchreiend in die hohe Verzäunung. Doch ſein Verfolger kletterte ihm mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze nach, und erreichte ihn glücklich im Gewirre der oberſten Wipfel, um auch dieſen Räuber todt herabzuſtürzen. In wenigen Minuten ſtand er wieder vor dem Gaſte, und dieſer konnte ſich in der lebhaften Bewunderung des kraftvollen, leichtfüßigen Jägers nicht enthalten, ihm zur Belohnung noch ein Schlückchen aus der Flaſche zu reichen. Sie legten ſich, nun ſchon an einander gewöhnt, wieder in den Schatten des Granatbaumes nieder. Hier entkleidete ſich Thalheim, theils weil er ſich nach einem erquickenden Flußbade ſehnte, theils um ſeinem Wirthe auch den letzten Zweifel zu benehmen, daß er mit ihm

von einerlei Gattung sei. Des Wilden Erstaunen über die weiße glänzende Haut und die zarte Form der jugendlichen Glieder, die man mit Recht schön nennen konnte, gab sich durch einen gewissen rührenden Ausdruck seines Blickes und seiner Bewegungen kund. Thalheim eilte in die kühlen Fluthen und der Gesellschafter blieb ihm immer zur Seite. Beim Ankleiden zog er dem Nackten seinen Rock an. Er wollte damit nicht nur seinen freundlichen Wirth beschenken, sondern er that es auch, um ihn bei Zeiten ein wenig menschlicher, sich selbst aber allmälig rauher zu gewöhnen, da ihm Beides gleich nöthig zu sein schien. Dann zog er sein Messer und die Brieftasche hervor, — Gegenstände, deren Anblick dem wilden Jüngling ein neues Erstaunen erregte. Thalheim zeigte ihm alles vor; machte ihm am nächsten Zweige aufmerksam auf den wichtigen Gebrauch des Messers, worüber dieser vor Freuden hüpfte, nahm dann eine Nadel und Zwirn heraus, welche mit zu dem Inhalt der Brieftasche gehörten, und heftete einige von den Fellen, die dem Wilden zur Lagerstätte gedient hatten, zu einer Art von Mantel

zusammen, den er über die Schultern hing. Er wollte dadurch dem Freunde zu verstehen geben, daß er des Rockes nicht weiter bedürfe, sondern im Stande sei, sich selbst einen neuen zu machen.

Ein Regenschauer zog jetzt über ihnen hin, und Thalheim wandte sich, die Tropfen auf seiner Hand vorzeigend und nach den Wolken deutend, mit fragender Miene an den Wilden. Alles Fragen und Antworten war freilich noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur über die Bejahungs- und Verneinungszeichen schienen sie Beide ziemlich einig zu sein. Der Insulaner hatte zwar, besonders seit ihn der geschenkte Rock zutraulicher gemacht, in allerlei seltsamen Tönen geplaudert, aber sein Gast konnte darin höchstens eine Art von Melodie zu seinen wohlwollenden Mienen entdecken. Demungeachtet fuhr Thalheim fort, recht laut und deutlich mit ihm zu sprechen, weil er glaubte, nur während des Sprechens eines hinlänglich bezeichnenden Mienenspieles mächtig zu sein. Da er nun jetzt, als die trüben Wolken ihre schweren Tropfen herabfallen ließen, zu erforschen suchte, ob der wilde Mensch kein andres Obdach besitze, als den Baum,

bemerkte er, unter vielen Lauten, die sich fast alle auf A endigten, oft ganz deutlich das Wort Mama, wobei der Wilde jedesmal mit den Armen nach ihm griff. Das erregte seine volle Aufmerksamkeit, und sobald er ein Bejahungszeichen zur Antwort gab, rannte Jener so schnell davon, daß Thalheim unmöglich folgen konnte, und ihn durch öfteres Rufen in seinem Laufe hemmen mußte.

So kamen sie bald zu einer mit blühendem Gesträuch bewachsenen Felswand. Hier öffnete sich eine geräumige Höhle, und am Eingange waren einige Ziegen- und Antilopenhäute an den Zweigen aufgehängt. Auch im Innern sah er solcher Häute viele herumliegen. Der Bewohner legte sich auf den Boden, und bedeckte sich mit seinen Fellen; welches Thalheim nicht anders deuten konnte, als daß hier sein Nachtlager sei. Denn er sprang sogleich wieder auf, als Jener die aufgeschütteten Vorräthe von Früchten, die zum Theil verdorben waren, betrachtete, und gab dem Gaste die schönsten auf eine gar zu handgreifliche Weise zum Geschenk, indem er sie ihm in den Mund zu stopfen suchte. Eine Freundschaftsbezeigung,

welche wahrscheinlich Thalheim selbst durch die Art seiner ersten Gabe veranlaßt hatte. Dann winkte der Höhlenbewohner nach einem dunkleren Winkel hin, und wiederholte mit einer kläglichen Stimme das Wort „Mama.“ Thalheim folgte ihm zur Stelle, und schauderte zurück; — denn er entdeckte dort Menschenknochen, mit jenen scheuslichen Resten von Moder bedeckt, welche ehmals der Gefräßigkeit der Würmer zu schnell vertrocknet waren. — Jetzt lag unserm Freunde mit einem Male die ganze Geschichte des armen Wesens aufgedeckt vor Augen, das mit trübseligen, herzrührenden Mienen neben ihm stand. Ohne Zweifel hatte er als kleiner Knabe einige Jahre mit der Mutter auf dieser Insel gelebt. Sie war ihm gestorben. Der eingepflanzte Trieb der Selbsterhaltung und die kräftige Natur des Knaben, wahrscheinlich auch die schon früher gezähmten Ziegen, die innerhalb der Verzäunung weideten, hatten ihn vor dem Untergang geschützt; aber er war allmählig verwildert. Den Leichnam hatte das unglückliche Kind aus natürlicher Liebe nicht verlassen. Für Thalheim war der Gedanke, daß das arme Geschöpf

während der ersten Jahre seines verwaisten Lebens, in dieser verpesteten Luft geathmet habe, schauderhaft. Die ganze Scene hatte ihn unaussprechlich ergriffen, so daß er seine Thränen nicht mehr stillen konnte. Der dabei stehende Wilde behielt zwar trockne Augen, aber die Brust hob sich mächtig, und seltsame schauerliche Töne des Schmerzes drängten sich von Zeit zu Zeit daraus hervor.

„Ach Gott! rief Thalheim laut; wärst du zur Menschlichkeit erwacht, du armer lieber Freund, wie würden dir jetzt meine Thränen so wohl thun!" Thalheim dachte an seine eigne geliebte Mutter, die ihn ohne Zweifel als verloren beweinte, und das erhöhte noch seine schmerzliche Rührung. Den Wilden schien diese Erweichung ganz sanft und still gemacht zu haben. Er holte einige von seinen gesammelten Früchten herbei, und legte sie vor das Todtengerippe hin; dann sah er Thalheim trübselig an, um anzudeuten: die Mutter könne nichts mehr essen. — Der Mensch hatte in diesen Augenblicken unbeschreiblich tiefer Rührung unbedingte Gewalt über den Wilden gewonnen. Er war sein Herr geworden. Darum folgte

dieser ihm auch willig, als er ihn zur Höhle hinaus winkte. Dort scharrte Thalheim mit einem Pfale, den sein Messer zum Spatel geformt hatte, eine Höhlung in das lockere Erdreich; pflückte dann von den Büschen umher die duftenden Blüthen ab, streute sie ins Grab, und befahl dem Wilden, das Skelett herauszutragen. Dieser schien ungern zu gehorchen, aber er mußte wohl. Die mürben Knochen lagen nun in ihrer Ruhestätte. Thalheim kniete nieder, und sprach ein Gebet, wie er vielleicht vormals noch keines auf der Kanzel gesprochen, und scharrte dann die Erde über die Gebeine hin. Der Wilde blieb beim Grabe sitzen, ohne ein Auge vom Freunde zu verwenden.

Thalheim ging hierauf zur Höhle zurück, sonderte dort das gute Obst von dem verdorbenen aus, bewahrte jenes in einer kleinen Seitengrotte auf, und schnitt sich dann einige Dornbüsche ab, womit er die Höhle von Grund aus fegte und säuberte. Dann bereitete er von den daliegenden Fellen zwei Lagerstätten, — seine eigne in jenem Winkel, wo die „Mama" gelegen hatte; und die für ihren armen Sohn, an der gegenüber liegenden Wand.

Im Eifer über diesen Arbeiten hatte Thalheim seinen wilden Freund ganz außer Acht gelassen. Er fand ihn noch neben dem Grabe liegen, führte ihn nun in seine Wohnung, und zeigte ihm die, jetzt besser aufbewahrten Früchte und die ganze neue Einrichtung, wobei Jener still vor sich hinlächelte.

Da der Abend schon zu dunkeln begann, so warfen sich beide Schlafgesellen auf das weiche Lager hin, und sobald der Anfangs unruhige Wilde still geworden, schlummerte auch Thalheim ein. Aber nach einigen Stunden weckte ihn das immer lauter werdende Murmeln seines Nachbars, und als er sich emporrichtete, sah er ihn die Höhle verlassen. Er folgte ihm leise, und erblickte ihn bei dem hellen Mondenschein am Grabe ausgestreckt. Die lange Gewohnheit, neben der Mutter zu ruhn, hatte ihn hinausgetrieben. Thalheim nahte ihm, sprechend: „Fürchtest du etwa, ich wolle dich aus deiner Höhle vertreiben, du gutes Wesen? — O könntest du es doch fühlen, wie gut es der Bruder mit dir meint!“

Der Wilde war aufgesprungen, und seine Ge-

berden deuteten an, daß er die „Mama" wieder ausgraben und in die Höhle zurückbringen wolle. Thalheim verneinte dies lebhaft, und brachte ihn allmälig davon ab. „Blicke nicht immer auf dieſes Grab nieder, — ſprach er mit einem Ausdruck, als ob Jener ihn verſtände; — Sie iſt nicht hier, die du ſuchſt! Dort oben iſt ſie über den Sternen; — nur dort wirſt du ſie einſt wiederfinden! (Hier drückte er ihn ſanft an ſeine Bruſt.) O komm' und ſchlafe ruhig, du lieber, unglücklicher Menſch! — Du ſchläfſt ja neben einem Bruder, der auch nicht glücklich iſt!" — Und, als faßte er den Sinn der Worte, folgte der Wilde ruhig zur Schlafſtelle zurück. Hier ſuchte Thalheim ihm anzudeuten, daß er ſelbſt jetzt die Stelle ſeiner Mutter vertrete. — Es war eine rührende Verſtändigung zwiſchen zwei guten Menſchen. Sie endigte damit, daß Beide ſich abermals niederlegten, um ſehr ruhig bis zum hellen Morgen fortzuſchlafen.

Thalheim beſchloß nun, ſeinen Wilden den Namen Heinrich Kraft zu geben, wobei er ſich eines unvergeßlichen Jugendfreundes erinnerte.

Gleich am nächsten Morgen machte er sich's zum Geschäft, ihn diesen Namen sowohl, als den Namen Friedrich Thalheim aussprechen zu lehren. Das fand nun freilich große Schwierigkeiten; doch schienen sie überwindlich, da sich die Sprachorgane des Naturſohnes schon Anfangs geschmeidig zeigten, und also blos Geduld erforderlich war, das alte Kind teutsch reden zu lehren. Er hatte bisher nur drei sprachähnliche Worte von ihm gehört: „Mama, Wella, und Boscha." Das Wella entfuhr ihm zuweilen, wenn er bejahen wollte; und Boscha, wenn er nach dem Walde hinwies. Dies brachte Thalheim auf die Vermuthung, seine Sprache möge wohl holländischen Ursprungs, und also sein Freund im Grunde teutscher Abkunft sein. Zunächst mußte ihn ihre gemeinschaftliche Sicherheit beschäftigen. Die Höhle schien zwar ein leidlicher Aufenthalt, aber inwiefern man darin, und innerhalb der Verzäunung, sicher vor wilden Thieren sei, das wußte er selbst noch so wenig gewiß, als es sein sprachloser Freund ihm zu sagen vermochte; und es bedurfte dieser offenbar auch weniger Sicherheit, als er selbst, indem sein Hein-

reich, — denn so nannte er ihn von nun an, — unstreitig der Stärkere war, und sich im höchsten Nothfalle mit schnelleren Sprüngen auf die Bäume retten konnte. Vor allen Dingen wollte er, so lange, als sein Messer ausreichte, Waffen für sich und den Gefährten bereiten, und aus den Weidenschößlingen am Flusse eine Gitterthüre verfertigen, um Abends den Eingang der Höhle verschließen zu können. Dann erst wollte er von diesem sichern Punkte aus die noch unbekannten Gegenden der Insel bereisen. Bis dahin hoffte er auch seinen Freund, wenigstens in der Zeichensprache so weit zu bringen, daß er sich ihm vollkommen verständlich machen könnte. — Noch mit diesem Plane beschäftig, mußte er in die Höhle flüchten. Heftige Gewitter mit starkem Regen folgten sich unabläßig. — Aus langer Weile fiel ihm ein, daß er vor einigen Tagen dürre Tabaksstauden in der Nähe bemerkt hatte, und daß sich unter seinen wenigen geretteten Habseligkeiten eine Tabakspfeife befand. Er zog sie, — wie er wohl sonst zuweilen in müßigen Stunden gethan, — hervor. Sein Feuerzeug, längst ausgetrocknet, be-

fand sich wieder im besten Stand. Aber indem die Funken die dunkle Höhle erleuchteten, stürzte der Wilde mit Geschrei hinaus, und war kaum wieder zu begütigen. Thalheim erstaunte über die gewaltige Wirkung, welche der Anblick des Feuers auf diesen Natursohn machte, fand sie aber dann doch natürlich, und trat mit der schon brennenden Pfeife vor den Furchtsamen hin. Dieser schrie laut auf, als er jetzt die Rauchwolken hervorwirbeln sah, und es dauerte eine gute Weile, eh' er sich bewegen ließ, das Feuerzeug in die Hand zu nehmen, und nach vielfachen vorgemachten Proben, selbst zu versuchen. Eine Aeußerung des Wilden war dabei dem Lehrer befremdend. Er schien nämlich so oft die Funken aufsprühten, vom heftigsten Schrecken ergriffen, wobei er auf seinen Arm deutete. Als Thalheim die bezeichnete Stelle näher betrachtete, entdeckte er eine Narbe in der Haut, und konnte nicht anders vermuthen, als daß der Jüngling irgend einmal durch ein Schießgewehr verwundet worden sein müsse. Auf Thalheims eifrige Zeichenfragen, winkte Heinrich nach dem Felsen hin, und jener folgte ihm, trotz dem

stürzenden Regen, nach. Er bemerkte im Fortgehen daß die Schritte des Wilden immer langsamer und ängstlicher wurden. — An einer steilen Wand bezeichnete er jetzt eine Stelle, wo er in die Tiefe hinab deutete und öfters das Wort „Mama" wiederholte, so daß Thalheim vermuthete, sie müsse hier wohl ihren Tod gefunden, und ihr Leichnam erst später vom Sohne in die Höhle gebracht worden sein. — Er ließ sich weiter führen. Plötzlich, als sie sich um eine Ecke der Felswand drehten, sah er mit dem höchsten Erstaunen gerade vor sich ein Haus stehen. Ein schönes, regelmäßig aufgemauertes, nach europäischer Art mit Fenstern versehnes Wohnhaus; aber nur die äußere Wand war sichtbar. Sie schien die Oeffnung einer großen Felsenhöhle zu verschliessen, in deren innerem Raume sich die Wohnzimmer befanden. Die Thüre stand offen.

Je freudiger Thalheim aufschrie, desto ängstlicher bemühte sich Heinrich, ihn zurückzuhalten. Aber unbesorgt vor jeder Gefahr, bedeutete er den Furchtsamen, hier seine Zurückkunft zu erwarten, und schritt muthig durch die Pforte ins Innere

des Gebäudes. Er trat in eine geräumige Vorhalle, deren Tiefe sich im Dunkel verlor. Links erblickte er eine verschlossene, Rechts aber eine offene Thüre. Durch diese eintretend sah er sich in einer Gewehrkammer, welche mit Waffen aller Art, auch mit Pulvervorräthen, und anderm Schießbedarf reichlich versehen war. Hier fiel ihm denn auch sogleich der Gegenstand in die Augen, der seinen Heinrich eine so unüberwindliche Furcht eingejagt hatte. Es war eine am Boden liegende abgeschossene Pistole. Wahrscheinlich hatte Heinrich schon in seinem verwilderten Zustande, dieses Haus entdeckt und sich mit jenem Schießgewehre am Arm verwundet, um dann den Schreckensort auf immer zu meiden.

Thalheim suchte ihn auf der Stelle mit der gefährlichen Waffe einigermaßen zu versöhnen. Er lockte ihn hinein, und zeigte ihm vorsichtig den Gebrauch des Gewehres, indem er Anfangs nur wenige Pulverkörner losbrannte, und nach und nach die Ladung verstärkte. Dann schoß er eine Kugel auf den nahen Baum, und suchte ihn dadurch begreiflich zu machen, wie es mit der Verwundung

seines Armes zugegangen sei. Wenn Heinrich auch noch nicht zu bereden war, das Schießgewehr in die Hand zu nehmen, geschweige denn loszudrücken, so folgte er doch wenigstens seinem Führer willig in das Innere des Hauses.

Thalheim fand mehrere, der Reihe nach auf einander folgende, Zimmer, und in deren Mitte einen schönen Saal. Ein langer Gang lief an den Thüren der Zimmer hin, und auf der andern Seite öffneten sich große Gewölbe, die sich ins Innere der Felswand zu erstrecken schienen. Aus jenem Gange kamen sie durch eine Wendeltreppe zum oberen Raum. Aus den Fensteröffnungen desselben blickte man über niedrige Felsenklippen hinaus in das unermeßliche Meer.

Beim Eintritt in diesen oberen Raum fanden sie zahlreiche Gesellschaft, — freilich nur von Tauben, die durch die zerbrochenen Fenster Eingang gefunden, und überall genistet hatten. Sie waren so wenig scheu, daß sie nicht aus ihrer Wohnung vertrieben werden konnten; auch war dem Entdecker dieser zahlreichen Kolonie wenig an ihrer Ver-

tilgung gelegen, da er sogleich den Nutzen, den sie ihm gewähren kounten, zu schätzen verstand.

Von diesen Gemächern aus führte eine Felsentreppe noch höher aufwärts auf eine Platforme, — und welch ein Anblick öffnete sich dort dem entzückten Thalheim! — Hier, wo man den größten Theil der Insel übersah, und in die blaue unendliche Fläche des Weltmeers hinausschaute, — auf dieser prachtvollen Höhe war ein Garten angelegt, mit Fruchtbäumen, Weinlauben, Gemüß- und Blumenarten aus der europäischen Heimath geschmückt. Wie romantisch und üppig rankte sich überall die Blüthe mit der Frucht zusammen! Aber wie traurig schön mußte jetzt all' diese Herrlichkeit einem fühlenden Menschen erscheinen, in ihrem, gewiß schon seit mehr als Einem Jahrzehend eingetretenen Verfall!

Sie stiegen hierauf vermittelst eingehauener Stufen bis zum Strande abwärts, und hier glaubte Thalheim die schreckliche Stelle zu erkennen, wo das Schiff seines Räuberhauptmanns den Untergang gefunden hatte. Uebrigens enthielt dieser, von Wellen umspülte Platz nichts Merkwürdiges

außer dem Eingang in eine Höhle, die sich nach der Gegend des Hauses hinzuziehen schien. Thalheim wollte sie ein andermal näher untersuchen, und kehrte jetzt auf dem vorigen Wege zurück. Ganz versunken in das Andenken an sein geliebtes Vaterland, fühlte er jetzt, jemehr er in den Gemächern des Hauses den reichen Segen kennen lernte, den Gott bescheert hatte, zunächst eine unüberwindliche Lust, heute einmal auf europäische Art zu essen. Er zündete vor allen Dingen Licht an, und öffnete dann das Küchengewölbe, in dessen Mitte er an einem Pfeiler eine große Schiffslampe hängen sah. Aus der Größe des daneben stehenden Oelgefäßes schloß er, daß diese Lampe ehmals wohl Tag und Nacht hindurch geleuchtet haben möge, — und das sollte sie nun aufs Neue, da es ihr, so lange die beiden Bewohner der Insel auf die Thiere derselben Jagd machten, wohl nicht an Nahrung gebrechen konnte.

Sobald das Licht der vielfachen Röhren dem Gewölbe seine Beleuchtung gab, erhob Heinrich ein Freudengeschrei über den Glanz der vielen metallenen Gefäße, die an allen Wänden sichtbar wur-

den. Es fand sich hier alles in der besten, reinlichsten Ordnung. Ein Wasserstrahl rieselte aus dem Felsen in ein Becken herab; selbst an Holzvorrath fehlte es nicht, so daß Thalheim gleich das Feuer auf dem Herde anschüren, Wasser beisetzen, und einige junge Tauben aus dem Gipfel des Felsenhauses zur kräftigen Suppe zurichten konnte. Die Tafel wurde im Saale zubereitet, wo sich das Tischgeräthe aufbewahrt fand. Nach dem Essen mußte Heinrich eine Ziege herbeiholen; Thalheim lehrte ihn, sie zu melken; nun wurde Kaffee gekocht und trefflicher Knaster dazu geraucht. Mehr als Alles behagte dem Wilden der Kaffee; denn das Essen in Thalheims Manier wollte ihm weder gelingen, noch gefallen.

So hatten denn die beiden Insulaner vom verlassenen Hause förmlich Besitz genommen, und Thalheim wollte jetzt vor allen Dingen ihre sämmtlichen Habseligkeiten untersuchen und ordnen. Damit brachten sie länger als zwei Wochen zu; die Arbeit war aber um so angenehmer, da sie jetzt mitten im Winter lebten, welcher unter diesem glückseligen Himmelsstriche nur in einer kurzen Re-

gen- und Gewitterzeit bestand. Thalheim überzeugte sich allmählig, daß es ein, nach der afrikanischen Küste bestimmtes Kolonisten-Schiff gewesen sein müsse, welches hierher verschlagen worden. Seine Bewohner hatten vermuthlich bei der Unbrauchbarkeit des gestrandeten Fahrzeuges aus Noth, vielleicht auch, weil ihnen das gesegnete Eiland gefiel, sich hier anzusiedeln entschlossen, und so diese grossen, schönen Anlagen begonnen. Welcher Zufall aber ihre gänzliche Vertilgung, bis auf ein einziges unglückliches Kind, herbeigeführt haben möge, ob bösartige Krankheiten, oder der Kampf mit wilden Thieren, oder ein feindlicher Ueberfall wilder Völkerstämme von einer andern Insel her; — das blieb noch zur Zeit ein unauflösliches Räthsel. Die hier aufbewahrten Vorräthe, großentheils gut erhalten, waren so mannigfaltig und schienen so genau für die Bedürfnisse einer neuen Ansiedelung berechnet, daß man viele derselben auf einem gewöhnlichen Kauffahrteischiff nicht gefunden haben würde.

Alle Zimmer des Hauses waren durch dickes Mauerwerk abgetheilt, die Höhe derselben bedeutend,

doch nicht bei allen gleich, da die Decke des Ganzen aus der natürlichen Wölbung der Felsenhöhle bestand. Wände und Fußböden waren überall mit schön gewürkten, zum Theil kostbaren Teppichen überkleidet. Die Geräthschaften der Zimmer ließen in Rücksicht der Zierlichkeit manches zu wü[illegible] übrig. Desto schöner waren die aufgelegten Polster und Matrazzen, wovon sich auch im oberen Raume noch ein besonderer Vorrath für mehr als [illegible]zig Betten fand. Die Schmiede- und Schlosserwerkstätte war im Küchengewölbe angelegt; die übrigen Arbeitsplätze fanden sich auf einem, seitwärts vom Hause gelegenen Raum, wohin der Wilde noch nie gekommen war, und wo, außer einigen kleinen Kanonen, auch ein ziemlich brauchbarer Räderkarren entdeckt wurde. Thalheim suchte am eifrigsten nach Literalien; aber alles Papier war zerschrotet bis auf einen unbeschriebenen Vorrath, der sich in einem blechernen Kasten nebst andern Schreibmaterialien besser verwahrt fand. Auf dem umherliegenden, von Mäusen oder Insekten zerfressenen, waren unzusammenhängende holländische Worte kaum noch lesbar. Von dem ebenfalls

zerstörten kleinen Büchervorrath fand sich zu Thalheims großer Freude eine Bibel, durch den starken Einband mit silbernen Schlössern geschützt, vollkommen gut erhalten.

An Wäsche und Kleidungsstücken aller Art [redacted] großer Ueberfluß vorhanden. Mehrere Militär-Uniformen, zeigten den Stand ihrer ehemaligen Besitzer an; aber die größere Menge von Frauenkleidern, nebst den dazu bestimmten linnenen und seidnen Stoffen gab zu erkennen, daß der weibliche Theil die Mehrzahl der Gesellschaft ausgemacht haben müsse. Von den Lebensmitteln hatte sich besonders in den oberen trocknen Räumen vieles zur Verwunderung gut erhalten, und an Zucker, Kaffee, Chokolade, Thee, Oel, Salz und Taback gab es unverwüstliche Vorräthe. Große Ballen, welche indische Gewürze zu verschließen schienen, blieben vorläufig noch uneröffnet. Im Kellergewölbe, das mit Fässern und Flaschen wohl versehen war, überraschte Thalheimen der glückliche Fund eines Fasses voll des edelsten Weines, worüber er in der ersten Freude seinen Freund, den er als den eigentlichen Besitzer aller dieser Schätze

betrachtete, die er nur jetzt einstweilen unter vormundschaftliche Verwaltung nahm, — fest in die Arme schloß.

Die ganze Wohnung war nunmehr untersucht und in Ordnung gebracht, auch von allem Moder aufs Beste gereiniget. Die Tauben flogen jetzt aus einem Bretterverschlage durch ordentliche Fluglöcher ein und aus, und die Ziegen, etwa funfzig an der Zahl, wurden Abends in eine Höhle eingetrieben, um die nöthige Milch zu liefern. Allverdorbene Lebensmittel hatten die neuen Bewohner durch einen entdeckten unterirdischen Gang nach dem Gestade gebracht und in die See versenkt. Da sich dort bald eine große Menge von Fischen versammelte, so bestimmten sie diesen Platz zu einer beständigen Fütterung, und selten hoben sie des Morgens ihre Nachtschnüre, ohne einen reichen Fang zu thun. An Nahrungsmitteln und Kleidung konnte es ihnen also nun gar nicht mehr mangeln.

Sie wohnten auch äußerst gesund; denn nachdem sie alle Räume gründlich gesäubert und gelüftet hatten, war nirgends mehr ein moderhafter

Geruch, wie Anfangs zu spüren, sondern vielmehr ein leiser angenehmer Duft von Gewürzen, wie man ihn in der Nähe indischer Waarenhäuser bemerkt.

In kurzer Zeit war Heinrich, den wir schon nicht mehr den Wilden nennen dürfen, ein ganz andrer Mensch geworden. Jene thierischen Waffen, die er nun entbehren konnte, die Nägel an Händen und Füßen, waren jetzt säuberlich beschnitten; er trug die glänzend schwarzen Haare kurz eingestutzt, feine Wäsche über der weißer werdenden Haut, kleine Jagdstiefeln an den Füßen; den männlich schönen Körper in eine prächtige Uniform gehüllt und, wenn er sich recht herausputzen wollte, einen Federhut auf dem Kopfe, so daß er er dann einem jungen Kriegsgotte glich. Er wusch sich regelmäßig, putzte seine glänzendweißen Zähne, hatte den Bart zierlich zu stutzen gelernt und besah sich überaus gern im Spiegel; — kurz, er übte schon so viele menschliche Klugheiden und Thorheiten aus, daß seinem Erzieher bei tiefer überhand nehmenden europäischen Kultur oft ganz bange ward. Am meisten freute ihn dabei

Heinrichs entschiedene Neigung zur höchsten Reinlichkeit. Es fehlte ihm aber auch nicht an nützlichen Künsten, denn er konnte schon waschen, kochen, braten, nähen, schießen, angeln; dabei lernte er täglich eine Menge neuer Wörter zur immer besseren Verständigung und seine ganze innere Welt fing an, sich mächtig aufzuthun. Ihre tägliche Lebensweise war wohlgeregelt und vielbeschäftigt. Am frühsten Morgen ward mehrere Stunden lang Schule gehalten; anfangs blos mündlich, in der Folge aber auch schriftlich. Ihr einziges Buch die holländische Bibel, war vorläufig für den teutschen Sprachunterricht wenig zu benutzen; aber mit frohem Dankgefühl gegen die Vorsehung erinnerte er sich seines geborgenen Bücherschatzes, *)

*) Dieses seltsamen Fundes wird im ersten, hier übergangenen, Theil der Erzählung erwähnt. Nur ein einziges verspündetes Faß, welches jene Kiste enthielt, war nach dem Schiffbruche ans Ufer getrieben worden. Mit großer Anstrengung hatte Thalheim es geöffnet, fand aber, — gleich dem hungrigen Hühnchen in der Fabel, das statt der gehofften Fruchtkör-

und beschloß die Kiste, sobald sie ihre ersten Streifereien außerhalb der Verzäunung vornehmen würden, sogleich in das Wohnhaus zu schaffen. Uebrigens bemerkte er bei seinem Unterrichte, daß Heinrich zwar keine ausgezeichnet schnelle Fassungskraft besaß, aber dagegen alles Gefaßte auf immer festhielt. Nach der Beendigung der Schule gings zum Frühstück; dann zu den häuslichen Geschäften. Die Küche wurde Anfangs immer gemeinschaftlich besorgt, bis der Lehrling endlich den Meister übertraf, worauf der Küchendienst zu wechseln begann. An Fleisch fehlte es ihnen hauptsächlich noch, da sie Tauben und Ziegen, als das einzige zahme Vieh, schonen wollten, und noch immer

---

ner nur Perlen hervorpickte, — keine Lebensmittel darin, sondern Bücher. Es war nämlich, — zum neuen Beweise, daß der teutsche Nachdruck sich eines ganz besonderen höheren Schutzes erfreue, — die vollständige Karlsruher Sammlung! Ohne Zweifel ein Handelsartikel für teutsche Kolonisten in Amerika; denn so schöne nnd gute Waare braucht sich nicht blos auf Europa zu beschränken! A. d. H.

durch die Regenzeit abgehalten wurden, auf die Jagd zu gehen. Sobald die große Uhr des Saales, welche Thalheim in trefflichen Gang gesetzt hatte, die Mittagsstunde schlug, kamen sie dort zum Essen zusammen. Nach Tische setzten sie Arbeit und Unterricht wechselweise, und oft vereinigt, fort, bis der Abend den Müden zur süßen niegestörten Ruhe winkte.

Der nun folgende Zeitraum, obgleich die Erzählung seiner einfachen Begebenheiten vom Dichter mit Liebe ausgeführt, und zu mancher gelungenen Naturschilderung benutzt worden ist, muß dennoch hier übergangen werden, wo eine solche Ausführlichkeit eben so unverhältnißmäßig erscheinen, als sie in einem, für mehrere Bände angelegten Roman ganz an ihrer Stelle sein würde. Es genüget auch, für den Gang der Ereignisse nur im Allgemeinen anzumerken: daß die beiden Gefährten sich immer mehr einlebten, immer bequemer einrichteten; daß Heinrich bald der teutschen Sprache hinlänglich mächtig geworden, und daß nun auch der Religions-Unterricht begonnen

werden konnte, an dem sein ganzes Herz mit kindlicher Unschuld und männlicher Kraft Theil nahm; so daß Thalheim bereits einen Zeitpunkt für die Konfirmation bestimmt hatte, die er selbst, zugleich als Lehrer des gesittigten Wilden, und als Priester, im großen heiligen Tempel der Natur vornehmen wollte, und wovon er einen tiefen bleibenden Eindruck auf das Gemüth des Jünglings erwartete, der zwar äußerst gutherzig war, aber gleichwohl oft, durch eine unbändige Leidenschaftlichkeit bei jeder leichten Anreizung, an seinen vorigen Zustand erinnerte, dessen er doch selbst nur wie aus dunklen Träumen her eingedenk zu sein versicherte.

Bei der wiederkehrenden guten Jahreszeit war die Insel nach mehreren Richtungen durchstreift, Vögel in großer Menge, auch mehrere Antilopen, und einige Büffel von den wackern Jägern erlegt worden; ja, sie hatten sogar einen gefährlichen Kampf mit einem großen Löwen bestanden, den Thalheim leicht verwundete, ohne ihn erlegen zu können. Nach Heinrichs Meinung, — der das Thier längst gekannt und sich schon mehrmals

mit Mühe vor ihm gerettet hatte, — mußte dieses Ungeheuer das einzige seiner Art auf der ganzen Insel sein. Es wurde Thalheimen wahrscheinlich, daß die Verwandten seines furchtbaren Stammes allmälig von den frühern Inselbewohnern vertilgt worden; eben so wahrscheinlich aber, daß die letzten derselben in solchen Kämpfen ihren Untergang gefunden; denn die beiden Reisenden hatten an einer Stelle des Waldes Menschen- und Löwenknochen vermengt und von der Sonne gebleicht gefunden. Seit dieser schauderhaften Entdeckung schwuren sie jenem Ungethüm, das allein siegreich als herrschender Tyrann der Insel zurückgeblieben war, aufs Neue blutige Rache und sichern Untergang. Aber ehe noch dieses Gelübde gelöst werden konnte, führte das Schicksal ein Ereigniß herbei, welches dem einfachen Leben der beiden Einsiedler eine höchstinteressante Wendung gab; — und in der Nähe dieser wichtigen Begebenheit darf die Erzählung wieder, mit minder bedeutenden Abkürzungen, ihren Gang verfolgen.

TAYLOR INST.

Die gröſte Sorgfalt wendete Thalheim, immer mit Heinrich fleiſſig arbeitend, auf die Verſchönerung der Umgebungen ihres Felſenhauſes, deſſen paradieſiſche Lage ihm bei vertrauterer Bekanntſchaft täglich mehr entzückte. Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in der Form eines Halbzirkels, von einer ſteilen Felſenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde im Umfang haben. Ueberall im Thale die ſchönſten Wieſen, abwechſelnd mit Fruchtwäldchen, hingebreitet! In der Mitte des Thales zog ſanftgebogen der ſchöne Strom hindurch. Kaum tauſend Schritte von ihrem Bauplatze ſahen ſie die Stelle, wo der Fluß aus dem obern Theil der Inſel in die Verzäunung einſtrömte. Auch hier trat er unter einem Felſen hervor, welcher zugleich zur Brücke diente. Ueber der Wölbung deſſelben war ein breiter Weg eingehauen oder geſprengt. Auf dieſem gelangte man zu einem Gitterthor, das ſich an einer Seite dem Felſen, an der andern aber der Verzäunung anſchloß, und mit ſtarken Riegeln verſehen war. Thalheim erinnerte ſich, ſo oft er dieſes Thor öffnete, immer mit Vergnügen

des Augenblicks, wo er seinem Wilden, der zeither ohne Zweifel nur mühselig es überstiegen hatte, zum erstenmal es öffnen lehrte. Schon in der Sprache ein wenig vorgeschritten, hatte sich der Arme damals vor ihm auf die Kniee geworfen und gestammelt: „Ich ein Vieh, du ein Mensch — o du gut — mein Bruder!“

Als den prachtvollsten Punkt dieses reichen Naturgartens pflegte Thalheim die Anlage auf der hohen Felsenterrasse. Die beiden Gärtner beseteten und bepflanzten diesen Platz, von welchen sich eine unermeßliche Aussicht öffnete, mit Allem, was sie aus der Verwirrung des üppigen Wachsthums an Ablegern und Saamen schicklich fanden. Der Ueberwuchs wurde ausgerodet, die Wege erneuert, das Ganze gereinigt, die Bäume ausgeschneidelt, Blumen und Stauden mit Erde aufgefrischt, die Weinstöcke gepfählt. So verschwand bald die Wildniß aus diesem schönen Denkmal menschlichen Fleißes, und Thalheim fühlte sich auf jener sonnigen Höhe, welche er zu seinem Musensitz erkor, oft so heimisch, wie mitten im geliebten, heißersehnten Vaterlande. Aber auf dem höchste Punkte

hatte er etwas hingepflanzt, was freilich wenig zu den Prachtblüthen und blumenreichen Büschen zu passen schien, und dennoch gerade an der rechten Stelle stand: es waren die gefundenen kleinen Kanonen. Stets geladen sollten sie dort des Augenblickes harren, wo ein günstiger Zufall ein vorbeisegelndes Schiff in die Nähe der Insel führte, um dann ein Zeichen zu geben, daß hier Menschen sich nach Menschen sehnten.

Dort saß er eines Morgens, in seligen Erinnerungen verloren, als ihn plötzlich der Knall eines fernen Kanonenschusses aus seinen Phantasieen weckte. Laut rief er seinem Heinrich, der aus der Nähe schnell herbei kam. — Deutlich gewahrten sie beide ein Schiff gegen Westen, welches sich der Insel näherte. Heinrich, den alles, was Thalheim ihm erzählt, und was er gelesen hatte, für Europa begeisterte, begann am ganzem Leibe zu zittern, aber er vergaß seines Amtes nicht, und feuerte einigemal seine Kanonen ab. Es erfolgte Antwort durch vier andre Schüsse, wobei der gute Konstabler vor Freuden laut aufschrie. Aber in diesem Augenblick entdeckten sie

einen schwarzqualmenden Rauch, der vom Schiffe aufwirbelte. Ein mit Menschen gefülltes Boot trennte sich von demselben, und gleich darauf ward noch ein zweites in See gelassen; aber im gleichen Momente flog das Schiff mit furchtbarem Krachen in die Luft. Die beiden Freunde knieten, und riefen zu Gott um Hülfe für die Elenden.

Heinrich weinte laut, wie ein Kind. Thalheim verwies ihn auf die Unerforschlichkeit der Rathschlüsse Gottes, und suchte ihn mit dem Troste zu ermuthigen, daß hoffentlich doch nicht Alles verloren sei. Wirklich sahen sie, als der Wind die schwarzen Dämpfe verweht hatte, eines der beiden Boote, doch nur mit wenigen Menschen, heransegeln. Heinrich mußte nach Tüchern und Stangen laufen, während Thalheim zur Bucht hinab eilte. Beide winkten und riefen in Einem fort, und bemerkten bald zu ihrer unaussprechlichen Wonne, daß man sie vom Boote aus wahrgenommen habe, indem dasselbe gerade auf ihren kleinen Hafen lossteuerte. Es waren fünf weibliche Gestalten und ein alter Mann in türkischer Kleidung. Als sie dem Landungsplatz nahe

kamen, rief ihnen Thalheim in französischer Sprache zu, und sie antworteten alle; selbst des Türken männliche Stimme war bemerklich.

Sobald sie ans Land traten, warfen sich die bleichen bebenden Menschen nieder, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken. Die beiden Inselbewohner theilten ihre andächtige Rührung, und baten sie dann, ihnen in ihre Wohnung zu folgen. Als Thalheim seinem Zögling ein vorbereitendes Geschäft in teutscher Sprache auftrug, umfaßte ein junges Mädchen schnell seine Kniee, ausrufend: O ihr himmlisch guten Menschen meines theuern Vaterlandes! Ist es denn wirklich, oder nur ein täuschender Traum, daß ich meine Sprache in diesem entlegenen Winkel der Erde wieder vernehme? Seid ihr denn auch Menschen, ihr Retter unsers Lebens, oder nicht vielmehr selige Geister des Himmels?

Die schwärmerische Anstrengung zog ihr eine Ohnmacht zu, und kaum hatten die Wirthe ihre schönen Gäste nicht ohne große Mühe in den Saal gebracht, als noch zwei andre nebst dem alten Manne erschöpft hinsanken, Thalheim befragte die

Eile, welche ihm die Befehlshaberin zu sein schien, und ebenfalls teutsch zu sprechen verstand, ob sie etwas zur Stärkung zu genießen wünschten, und welches außerdem ihr nächstes Bedürfniß sei. „Ruhe, — seufzte sie leise, — nur Ruhe! Denn wir entbehren sie schon seit vielen Nächten. Sind wir denn aber auch hier sicher, mein Herr? Und wo befinden wir uns?"

„Wie in Ihrem eignen Hause! sagte Thalheim. Wir sind zwei Teutsche, — leider aber bis diesen Augenblick die einzigen Menschen auf dieser schönen Insel."

Sie blickte jammernd gen Himmel. Es war aber jetzt nicht Zeit zum Jammern und Reden. Sobald die Ohnmächtigen sich erholt, und dann Alle eine kleine Herzstärkung zu sich genommen hatten, führte man sie zu ihren Betten, welche Heinrich in so großer Eile trefflich genug bereitet hatte. Nach wenigen Minuten herrschte im Wohnhause die vorige Stille wieder, da jetzt der milde besänftigende Schlaf die armen Geschöpfe freundlich mit seinen Schattenflügeln deckte, um das überstandene Elend in tiefe Vergessenheit zu versenken. -

Desto arbeitslustiger fühlten sich nun die beiden Hauswirthe. „Lieber Heinrich, sagte Thalheim, unsre Küchendienste dürften heute wohl zu Ende gehen; drum laß' uns unsern Gästen noch zeigen, wie weit es auch Männer im Erlernen der edlen Brat- und Kochkunst bringen können!" In der besten Laune griffen sie die Küchenarbeit an. Da bei der großen Ermattung ihrer Gäste für die nächsten Stunden kein Erwachen zu befürchten war, so verschlossen sie vor allen Dingen ihre Wohnung, spannten die Böcke, welche sie früher zum Ziehen abgerichtet hatten, vor das Fuhrwerk, um einen gestern erlegten Büffel heimzuholen. Eine Antilope und mehrere Rebhühner mußten unterwegs noch den geübten Schützen zur Beute fallen, so daß sie eine köstliche Mahlzeit, bei welcher freilich die Kartoffeln das Brod ersetzen mußten, bereiten konnten, wie man wohl auf einer wüsten Insel keine hätte erwarten dürfen.

Während dieses Geschäftes lauschten sie bisweilen, ob sich etwa eine Spur des erwachten Lebens vernehmen lasse. Aber der größte Theil des Büffels lag schon im Salz; die grünen Erbsen

mit saftvollen jungen Tauben warm gargekocht; der Braten braun; die Seefische brodelten noch im Kessel, und das köstliche Obst war aufgeschüsselt; Küche und Saal sauber ausgefegt, und die beiden jungen Wirthe selbst mit ihren elegantesten Kleidern angethan, — und noch immer regte sich kein Mäuschen in den Zimmern, die man den Gästen neben dem Saale links, nach der Reihe hin, eingeräumt hatte. Da sie nun schon über zehn Stunden ruhten, so wurde Thalheim besorgt, das lange Hungern möchte ihnen schädlich sein, und begann hier und da an einer Thüre leise anzuklopfen. Weniger Umstände machten sie zuletzt mit dem alten Manne, und weckten ihn auf. Der Greis verlangte nur ein wenig Speise, trank mehr, und bat dann, als er hörte, daß es schon Abend sei, ihn nicht eher, als am folgenden Morgen wieder zu wecken; worauf ihm die Augen abermals zufielen. Dann machten sie einiges Geräusch im Saale mit dem Tischgeräthe, und Thalheim meldete sich noch einmal stärker klopfend an der ersten Thüre. Er erhielt Antwort, und rief nun hinein daß eine Mahlzeit bereit stehe, und daß er es nicht

für gut halte, wenn die lieben Gäste länger säumten, etwas zu sich zu nehmen. „In einer Viertelstunde werden wir alle erscheinen" sagte jetzt die älteste der Mädchen. Thalheim wendete diese Zwischenzeit noch dazu an, seinem Freunde einige Verhaltungsregeln zu geben. Heute war aber alles Dozieren so gut wie in den Wind gesprochen. Heinrich erzitterte zuweilen vor Erwartung. Er sprach fast gar nicht, sondern blickte nur immer lächelnd und mit Augen, die von schöner Menschenliebe glänzten, nach den stillen Zimmern, lauschte an den Thüren, wie zaghaft, das erschienene Glück möge, einem süssen Traume gleich, wieder zerrinnen. „Daß die Erde solche schöne Menschen, ja solche Engel zu Bewohnern habe, übertreffe alle seine Vorstellungen," — versicherte er dem lächelnden Freunde.

Die ersten Begrüssungen der nun erscheinenden Frauen konnten nicht anders als höchst rührend sein, und hatten ein allgemeines Weinen zur Folge. Während Thalheim ihnen das Wesentlichste aus seiner und Heinrich Krafts Geschichte mittheilte, kniete dieser einigemal nieder, betrach-

tete Eine um die Andere, und reichte Jeder von Neuem mit Thränen in den Augen die Hand. Als er nach dem Essen die Früchte, und eine Flasche edlen Cyperwein aufgesetzt hätte, ließ sich die älteste der Mädchen nicht länger abhalten, ihre Begebenheiten folgendermaßen zu erzählen.

„Unsre Geschichte, wandte sie sich zu Thalheim, ist eben so kurz als schrecklich. Ich bin die Tochter eines Pfarrers aus dem Kanton Bern und nenne mich Emma Hüsti. Seit zwei Jahren war ich Lehrerin in einer Bildungsanstalt, welche die Marquise von Piccard nahe bei Montpellier eingerichtet hatte. Unter den erwachsenen Mitgliedern unsres Institutes bewiesen mir gegenwärtige junge Damen die meiste Liebe, und unsre wechselseitige Zuneigung erwärmte sich so sehr, daß wir bald nicht mehr ohne einander leben zu können glaubten. Dies ist Miß Maria Milford aus der Grafschaft Manchester; die Tochter eines edlen Britten, der seit mehreren Jahren mit seiner Familie als Gefangner in Frankreich lebte. Hier, Laura di Matera, ein Fräulein aus Tivoli; neben ihr Luise, Gräfin von Maurane;

und dort die Jüngste unter uns, Thereſe; dritte Tochter des Fürſten von Felsberg aus Teutſchland, an deſſen Hof die Marquiſe von Piccard, während ſie Frankreich meiden mußte, gelebt hat.

„Wir liebten uns," — fuhr die Gouvernante jetzt ruhiger fort, nachdem ſie ihre Thränen getrocknet und den erſtaunten Thalheim, der ſich plötzlich in ein Feenland verſetzt glaubte, einige Zeit wehmüthig angeblickt hatte; — „wir führten im Schooße einer ſchönen Natur ein ſchönes Leben. Ach, mein Herr, es gab auf Erden keine ſeligeren Weſen, als wir! Und all' dieſe Herrlichkeit zerſtörte ein unglückliches Verhängniß mit Einem Schlage ſo ſchrecklich!

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir fünfe faſt unzertrennlich waren. Die Vorſteherin wußte und billigte das, und man ließ auf unſern Spaziergängen uns ungeſtört die angenehmſten Pfade und Plätzchen ſuchen, da wir alle in gutem Ruf der Vorſichtigkeit ſtanden. Unſer Lieblingsgang führte uns oft zum Ufer des Meeres, wo wir hinter einem Luſtwäldchen eine ungemein reizende Stelle entdeckt hatten. Sie war wohl einſam und

versteckt, aber nicht allzuweit vom Schlosse entfernt; auch befand sich in ihrer Nähe ein Landungsplatz, bei welchem die Fischer häufig ab- und zufuhren. Dort saßen wir einst an einem schönen Herbstabend und blickten still auf die schillernd wogenden Fluthen, als plötzlich sechs schwarze Männer aus dem Wäldchen auf uns losstürzten. Sie banden uns Unglückliche, die schon der Schreck gelähmt hatte, und trugen uns in eine hinter dem Gebüsch versteckte Barke, die nun schnell am Ufer hinauf fuhr und in einer verborgenen Bucht so lange verweilte, bis die volle Dunkelheit hereinbrach. Unser Schreien verhinderte man durch vorgehaltene Tücher und bedrohte uns mit dem Tode bei einem neuen Versuche. Die Barbaren ruderten an ein Schiff hin, welches mit Afrikanern bemannt war, und jetzt, — sobald es seinen Raub, den es vermuthlich dem Verrathe schändlicher Fischer verdankte, an Bord genommen, — in Eile davonsegelte. Von unserm Jammer sage ich Ihnen nichts.

Der Räuberkapitain behandelte uns mit großer Ehrerbietigkeit. Wir passirten die Meerenge und

wurden für den Harem, Gott weiß welches Mohrenkönigs am Nigerflusse bestimmt. Ehe es aber noch zu einer Ladung an der afrikanischen Küste kam, stießen zwei englische Fregatten mit einer Handelsflotte auf uns, welche den Mohren nach kurzem Widerstande visitirten, in Ketten legten, und uns befreiten. Wir wurden am Bord des größten dieser Schiffe, welche sämmtlich nach Ostindien bestimmt waren, mit vieler Güte aufgenommen, erfuhren aber leider, daß man uns nicht eher zurücksenden könne, bis man auf St. Helena oder am Kap ein größeres, nach Europa zurückkehrendes Fahrzeug antreffen werde. Ach! wir sollten weder die, nun so heißersehnte Insel, noch das Kap sehen! Stürme, deren Heftigkeit und anhaltende Wuth unsre kleine Flotte bald zerstreute, trieben unser Schiff, das von einem Seitenwindstoß gefaßt ward, endlich so weit nach Südwesten hin, daß wir alle Hoffnung aufgaben, die Flotte einzuholen. Das Schiff begann allmälig Mangel an allen Bedürfnissen zu leiden, und die Stürme folgten sich unaufhörlich. Daher war dem Kapitain der heutige stille Morgen und der Anblick

dieser Insel doppelt willkommen, weil er hier doch wenigstens einen Ankerplatz zu nöthiger Ausbesserung und Einnahme von frischem Wasser zu finden hoffte. — Der Himmel wollte diese süsse Hoffnung nach der langen Angst nicht gewähren. In dem Augenblick, wo man die ferne Insel entdeckte, muß durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen jenes Feuer im untern Schiffsraume entstanden sein, dessen wir nur zubald mit unsäglichem Erschrecken durch den dickaufqualmenden Rauch inne wurden. Auf das Geschrei, daß die Glut sich gegen die Pulverkammer verbreite, stürzte Alles nach den Booten hin. Mit dem Degen in der Hand mußte es der edle Befehlshaber erzwingen, daß man uns Frauen in das erste Boot steigen ließ. Aber nun stürzte uns auch Alles so schnell und ungeschickt nach, daß beim Abstoßen Einer den Andern in die See drängte, und im gräßlich wilden Gewirre kein einziger Mensch das Boot erreichte, außer unserm alten Türken, welcher sich auf der ganzen Fahrt durch viele Gefälligkeiten schon sehr verdient um uns gemacht hatte, und der nun, — als ein seitwärts geschleudertes Stück Eisen unserm Boots-

mann die Brust zerschmetterte, und ihn über Bord riß, — mit bewundernswürdiger Kraft und Besonnenheit das Ruder ergriff und unser Lebensretter ward."

„So danken Sie denn der Vorsehung, — sagte Thalheim feierlich, als Emma ihre Erzählung schloß — danken Sie dem Wunderbaren, der uns oft durch ein scheinbares Unglück aus weit größerem Verderben errettet. Was ich, — dessen Geschick dem Ihrigen so ähnlich war, hier gefunden habe, und was mein Heinrich auf dieser Insel besitzet, das gehört nun auch Ihnen, edle Frauen! Die hohen Pflichten der Menschenliebe und die Gefühle der reinsten Achtung, welche Ihre Gegenwart uns auflegt, sollen mir stets heilig sein! Auch hoffe ich in dieser Rücksicht mich für meinen jungen Freund verbürgen zu dürfen, wenn gleich die Formen der Gesellschaftsverhältnisse ihm noch fremd sind, und Sie ihm manches zu gute halten müssen. Und so, glaube ich, wird es uns hier, getrennt von der ganzen übrigen Welt, doch am innern Frieden nicht fehlen, so lange wir uns desselben nur nicht selbst unwürdig machen!"

Man trennte sich unter herzlichen Händedrücken, und Alle gingen jetzt schon weit ruhiger zu ihrem Lager, als am heutigen Morgen. Der aufgeregte Heinrich schloß freilich in dieser phantasiereichen Nacht erst spät die freudenstrahlenden Augen zu.

Am folgenden Morgen, wo selbst der alte Mustapha neu gestärkt wieder in den Versammlungssaal trat, vereinigte man sich bald, allerlei Beschlüsse zu fassen, welche die künftigen Verhältnisse nothwendig zu machen schienen. Vor allen Dingen ward für die gemeinsame Mittheilung und Unterhaltung die teutsche Sprache gewählt. Diese Wahl rechtfertigte sich durch die Mehrheit der Mitglieder. Selbst der alte Türke, der als Kaufmann häufig teutsche Meßstädte besucht hatte, wußte sich in dieser Sprache recht gut verständlich zu machen. Die Gräfin Luise und Fräulein Laura, die einzigen welche bis jetzt kaum über die Anfangsgründe hinaus gekommen waren, und die Engländerin Maria, welche schon bedeutendere Fortschritte gemacht hatte, erklärten ihren Entschluß, sich mit allem Eifer nachhelfen zu wol-

len, wobei Heinrich sich sogleich zum Theilnehmer an den gemeinsamen Uebungen anbot. Wegen der häuslichen Einrichtung ward festgesetzt, daß die sämmtlichen Damenwohnungen auf der Einen Seite des Saales bleiben, die drei Männer aber sich mit den übrigen kleineren Zimmern behelfen sollten. Für diese Artigkeit zeigten sich die Frauen dadurch dankbar, daß sie von nun an den Küchendienst freiwillig übernahmen. Sie wollten denselben so lange gemeinschaftlich besorgen, bis jede Einzelne ihn gehörig eingelernt haben würde, worauf dann allwöchentlich ein Wechsel eintreten sollte. Dagegen verstand sich von selbst, daß den Männern überlassen blieb, die nöthigen Lebensmittel herbeizuschafen.

Als nun, (denn die Noth hilft leicht über alle kleinliche Ziererei übertriebener Delikatesse hinweg,) die Rede auf Kleidung und Wäsche kam, so benutzte Thalheim diese Gelegenheit, seinen Gästen nicht nur die Vorräthe zu zeigen, die sich von diesen Bedürfnissen fanden, sondern auch was ihr reiches Magazin außer dem Linnen, noch an baumwollenen und seidnen Zeugen enthielt; und

als er den Damen alles dieses zum freien Gebrauche übergab, da erheiterte sich zum ersten Male jedes Gesichtchen. Solche Reichthümer hatte keine hier zu finden erwartet! Aber man entdeckte bei dieser Durchschau auch noch einige, bisher unbemerkt gebliebene, Schmuckkästchen, deren glänzender Inhalt den erstaunten Mädchen von ganz unschätzbarem Werthe schien; selbst der Engländerin, die sich auf den Werth der Juwelen einigermaßen zu verstehen versicherte. Es blieb ihnen fast kein Zweifel, daß die vorigen Besitzerinnen sich in Ostindien bereichert haben, und von hohem Rang gewesen sein müßten. — Man denkt sich wohl, daß nun ein geheimes Anpassen, Umkleiden, Wählen und Verwerfen eine förmliche Schneidersession veranlaßte, und für viele Tage die angenehmste Beschäftigung versprach.

Bald fing man nun auch an, Garten und Flur zu durchwandern. Es ward ein Badeplatz für die Frauen eingerichtet; sie belustigten sich mit der Fischerei, und Einige übten sich sogar im Schießen, um späterhin gegen die diebischen Affen mit zu Felde ziehn zu können. So fand man

bald, daß diese Insel, trotz ihrer Abgeschiedenheit von der bewohnten Welt, doch ein herrlicher Aufenthalt sei, und alles blühte nach und nach zu neuer Schönheit und Heiterkeit auf. Die drei Ausländerinnen machten bewundernswürdig schnelle Fortschritte in der teutschen Sprache, weil Heinrich fast den ganzen Tag Schule halten wollte, und die Mädchen selbst treffliche Unterhaltung in seiner feurigen Lehrmethode zu finden schienen.

Thalheim war mit seinem Zögling allerdings ziemlich in Verlegenheit. Er suchte ihm das völlig Ungewohnte, und daher um so stärker Reizende, auf jede Weise gewöhnlich zu machen, indem er alles Auffallende und Pikante aus ihren Unterhaltungen entfernte, und indem er die guten, liebenswürdigen Mädchen absichtlich mit Vermeidung aller Vertraulichkeit, immer im höchsten Anstand, ja fast mit übertriebener Höflichkeit behandelte. Die teutschen Sprachübungen mit Heinrich, — den er selbst für einen der schönsten Jünglinge hielt, — suchte er allmälig einzuschränken, und schickte ihn fleißig auf Jagdzüge und Entdeckungsreisen aus, übertrug ihm auch sonst so viele

körperliche Arbeiten, als er zu leisten vermochte. Nur dann, wann er allein mit ihm auf solchen Streifzügen war, konnte er hoffen, mit seinen Belehrungen über das Schickliche, den sittigen Anstand, — über die Unnahbarkeit der Frauen und das erlaubte Verhältniß der beiden Geschlechter einigen Eingang zu finden. Aber das Gefühl der überkräftigen Jugend überflügelte alle Vorsichtsmaßregeln. Heinrich spürte weder Lust noch Kraft, sie in Ausübung zu bringen, und hatte unaufhörlich die wunderlichsten Fragen in Bereitschaft, zu welchen es Thalheim, — ihm, der selbst ein unentweihter schöner junger Mann war, — oft an befriedigender Antwort fehlte. Er wußte keinen Ausweg, als sich dem Freund in Allem als Muster darzustellen; — und nur das schien zu helfen, wenigstens gute Vorsätze zu erzeugen, da es bis jetzt Heinrichs höchster Wunsch gewesen war, ein Mensch wie Thalheim zu werden. Ein Bestreben, welches sich durch das einstimmige Urtheil der Frauen über seinen edlen Lehrer, noch mehr belebt hatte. Gleichwohl schien der unruhig bewegte Jüngling, sobald nun die Gesellschaft ver-

einigt war, doch immer alles Eingelernte plötzlich wieder vergessen zu haben. Von seiner Konfirmation durfte bei der gegenwärtigen Zerstreuung eher nicht die Rede sein, als bis sich ein gewisses Gleichgewicht der Ueberzeugung und der Gefühle, vermittelt durch Gewöhnung, hergestellt haben würde. Das fühlte sein Freund nicht ohne innere Betrübniß. Sprach auch Heinrich selbst zuweilen von seinen religiösen Vorsätzen, so that er es nur wie halb träumend; war er allein auf seinem Zimmer, so lernte er nicht mehr emsig fort, wie ehmals, sondern ging mit hastigen Schritten auf und ab, und Thalheim hörte ihn entweder singen, oder mit sich selbst sprechen. Trat er zu ihm ein, so fiel er ihm wohl entzückt um den Hals und rief aus: „Bruder, wir waren doch nur auf der Erde! aber jetzt, — jetzt sind wir im Himmel, oder in Mahomeds Paradiese, wovon mir der alte Mustapha so viel zu erzählen weiß.“ Dann lief er wonnetrunken fort zu den Frauengemächern und klopfte dort so lange, bis man ihn irgendwo aufnahm.

Thalheim theilte einst in einer vertraulichen

Stunde seine Besorgnisse über Heinrichs Unbändigkeit der Erzieherin mit, deren Verstand und Herz ihn schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wahre Achtung einflößten. „Ihr Männer versteht es gar nicht, lächelte sie, eure eignen Naturen zu bändigen. Sie sind Ihrem Zögling viel zu strenge, mein Freund! Die Mädchen werden ihn schon zahmer machen, indem sie mit dem wilden Kinde spielen, und es zuweilen auf die Finger schlagen.“

„Wohl gut! erwiderte Thalheim. Möge nur der Maßstab, den Sie aus Ihren gewohnten feinen Zirkeln mit auf eine wüste Insel gebracht haben, sich auch unsern seltsamen Verhältnissen überall anpassen! Ich fürchte sehr, dieses wilde Kind, — wie Sie den zur Fülle der Lebenskraft erwachten Jüngling nennen, — werde sich und uns unglücklich machen!“

„Ueberlassen Sie ihn mir, Thalheim, sprach Emma, sichern Muthes. Ich will ihm das reinste Zutrauen zeigen und gewiß allmälig seiner Unbändigkeit die sanften Fesseln der gesitteten Gesellschaft anschmeicheln.“

„Sie sagen da ein kühnes Wort, meine theure Freundin! rief Thalheim aus. Ja, wären Sie, — mir fällt es hart zu sagen, — wären Sie nicht selbst jung und schön, und . . . .“

„Und, fiel Emma freundlich ein, — wäre nicht, wollten Sie hinzusetzen, Heinrich ein junger Mann von seltener Schönheit — — Ich verstehe Sie vollkommen, guter Thalheim! Aber ich habe ein leichtes Blut; mein Vaterland gränzet an Frankreich an, und wir Schweizerinnen pflegen uns, gleich den Töchtern des Nachbarlandes, eben nicht so leicht ernstlich in eine schöne Gestalt zu verlieben. Und darum lassen Sie uns alle Grillen verscheuchen! Wüßten Sie aber, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, wie innig Ihnen mein Herz für Ihren Wink dankt, — von dem ich mich jetzt am Ende doch ein wenig überrascht fühle, — gewiß, Sie würden mich dann wenigstens nicht für leichtsinnig halten, wenn ich mich gleich selbst für leichtblütig erklärte.“

Er faßte gläubig die Hand des braven Mädchens; aber indem er den warmen rosigen Sammt an seine Lippen drückte, überflog ihn von Neuem

die Ahnung eines Unheils. Er hatte der Jungfrau volles Vertrauen auf ihre Kraft zusichern wollen, und schwieg doch nun wieder zweifelhaft vor sich niederblickend. — Nur wer selbst in solchen Kämpfen gesiegt hat, weiß es, wie schwer der Sieg auch andern werden müsse!

Ihr Gespräch war im Garten vorgefallen und eben kamen alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft zu ihnen heraufgezogen, um den schönen Abend mitzufeiern. Nachdem sie lange in schweigender Lust die Herrlichkeit des Schöpfers bewundert und genossen hatten, begann Emma ihre Gefühle über die Anmuth dieses paradiesischen Aufenthaltes und über das Liebliche ihrer einfachen Verhältnisse auszusprechen, und schon stimmten Einige ein, als Miß Maria sich ihr ans Herz warf und mit Thränen bat, diese Unterhaltung abzubrechen. „Ich bin nicht kalt, sagte sie, das schöne Haupt emporhebend, — bin nicht undankbar gegen Gott und Eure Liebe; glaubet auch nicht, daß ich keinen Schmerz zu ertragen wisse: aber ich würde Euch, wenn ich an der gegenwärtigen Unterhaltung Theil nehmen sollte, durch die Schilderung

des meinigen betrüben und verstimmen! Die Auflösung der meisten gesellschaftlichen Verhältnisse mag vielleicht vergütet werden können: aber das Vaterland wird uns durch nichts ersetzt, als durch jenes Land über den Sternen!" Sie blickte jetzt wehmüthig auf Heinrichen, leise erröthend, als sie bemerkte, mit welcher zärtlichen Innigkeit sein Auge auf ihr ruhte.

„So wollen wir denn alle schweigen über Alles was wir verloren; aber Gott vertrauen und uns seiner Werke kindlich erfreuen!" sagte Thalheim tröstend. Man zerstreute sich hierauf und wurde bald wieder heiter in der herrlichen Gartenhöhe.

Maria, welche nach Emma die älteste unter den Mädchen war, schien gewöhnlich die heiterste unter allen. Nur zuweilen, wenn es gewisse Punkte galt, äußerten sich ihre frohen oder schmerzhaften Empfindungen ausnehmend schnell in einer aufbrausenden Fülle von Leidenschaft. So war sie auch in ihrem Verhältniß zu Heinrich. Wenn er teutsche Schule hielt, welches gewöhnlich in Emmas Gegenwart geschah, dann war Maria die

aufmerksamste unter den Schülerinnen, und warme Dankbarkeit drückte sich in allen ihren Mienen aus. Sobald er zudringlich zu werden drohte, oder sich außer den Lehrstunden mit auffallender Art ihr zu nähern wagte, nahm sie ihr ganzes Wesen so kalt und stolz zurück, daß man oft einen verachtenden Hohn in ihren Zügen zu sehen glaubte, der aber Heinrichen keineswegs abschreckte, sondern immer mehr zu ihr hinzog. So oft hingegen in seiner Abwesenheit etwas zu seinem Lobe gesagt ward, schien ihr ganzes Antlitz im Entzücken aufzublühn; und auch in der Gesellschaft ruhte, so lange er sich mit den Andern beschäftigte, ihr Blick beständig auf ihm Gegen Thalheim fühlte die Miß eine Art von Groll im Herzen, seit er, in einem Gespräch über den Geist der verschiedenen Nationen, sich gegen den übermäßigen Bequemlichkeitssinn und Handelsgeist der englischen ziemlich nachtheilig geäußert, und besonders, seit er von Shakespear gesagt hatte: „dieser sei eigentlich der einzige echte Dichter, den die Nation aufzuzeigen habe; allein er gehöre seinem ganzen Charakter nach mehr der Welt, als

dem kleinen England, an, und es komme ihm fast vor, als habe die Natur diesen großen poetischen Geist blos aus Versehen auf einer so prosaischen Insel entstehen lassen."

Dergleichen Verbrechen konnte Maria unmöglich verzeih'n! So oft und herzlich auch Thalheim in der Folge sich bemühte, durch Lobpreisung der, in England herrschenden gründlichen Gelehrsamkeit, und anderer Vorzüge ihres Vaterlandes, seine Sünde wieder abzubüssen, so langsam und schwierig ging dies von Statten.

Desto besser war mit den übrigen Frauen auszukommen. Laura und Luise, zwei gutmüthige Geschöpfe, hielten sich gewöhnlich zusammen, und waren zufrieden wenn sie allerlei seltsame Putz-Phantasieen befriedigen und mit einander spielen und scherzen konnten. Sie neckten oft den seltsamen Heinrich, ja selbst den ehrenfesten Thalheim, und dem alten Mustapha machten sie eine Liebeserklärung über die andre, welcher er gewöhnlich mit den Worten begegnete: „Gott ist groß! Aber es wird euch einst noch ergehen, wie mir, ihr boshaften Fräuleins, und arge Mamzin werden sich

bei Euch da zeigen, wo bei mir des graue Haar steht, dessen ihr spottet!“

Thereſe, die Fürſtentochter, die jüngſte der Gefährtinnen, war ein holdes, lieblich aufblühendes Kind, kaum ins ſiebenzehnten Jahr getreten. Am liebſten hielt ſie ſich zu Thalheims und Emmas Geſellſchaft, ging wohl auch oft mit dem Türken auf den Vogelfang aus, oder pflegte ſorgſam der Blumen und Gewächſe. Mit Heinrich zuſammenzutreffen vermied ſie ſichtlich. Sein Feuer hatte für ſie etwas Unheimliches, und ſie fürchtete ſich vor ſeinen funkelnden Augen ſo ſehr, daß ſie ihm gegenüber immer die ihrigen niederſchlug, um nicht von jenen Blitzen getroffen zu werden.

Einſt befand ſich Thalheim im Zimmer der Erzieherin, mancherlei häusliche Angelegenheiten beſprechend, als Thereſe athemlos hereinflog und mit Thränen im Auge der Freundin etwas leiſe zuflüſterte. Thalheim erlauſchte den Namen Heinrich, und konnte dann nicht umhin, zu fragen, ob ſie ſich vielleicht über ihn zu beklagen habe?

„O sag' es doch!" rief das geängstete Kind, und wandte sich verlegen gegen das Fenster ab. Thalheim ward unruhig.

„Er hat die Prinzessin küssen wollen;" sagte Emma verwirrt und mit hohem Erröthen.

„Verzeihen Sie ihm diesmal! sprach Thalheim heftig bewegt, und wandte sich zu Emma. Niemals soll er wieder Aehnliches wagen. Ich werde es ihm zur Pflicht machen, daß er künftig nie eine Dame anderswo sehe, als in Ihrem Zimmer."

Er ging rasch fort um den Ueberkühnen aufzusuchen. „Schicken Sie ihn doch zu mir!" rief ihm Emma zerstreut nach. — Er traf ihn auf seinem Zimmer an.

„Ich weiß schon, sagte Heinrich Kleinlaut, warum du mich aufsuchst. Ich war ein Thor!"

Der Freund blickte ihn zornig an: „Wenn dir das Gastrecht, welches ich dich achten lehrte, nicht mehr heilig ist, so will ich heute noch mit meinen Gästen in die entlegenste Höhle der Wüste ziehen; — und dort werde ich sie zu versorgen,

und vor die und andern Thieren zu schützen wissen. Dafür bürgen mir diese Arme!"

Tief erschütterte den Jüngling die harte Rede. Lange stand er zur Erde blickend, und in brennender Schamröthe vor dem zürnenden Richter da.

„Du sollst mich schlecht nennen, sprach er endlich, (und das war seine höchste Betheuerung,) wenn ich jemals wieder Thereſen zu berühren oder ihr ein mißfälliges Wort zu sagen wage! Willst du mir nun verzeihen?"

„Was hast du zu deiner Entschuldigung zu sagen?" fragte Thalheim, noch immer in strengem Ernste.

„Verzeih', verzeih' mir doch, mein Bruder! bat Heinrich mit träufelnden Augen. Hier ist meine Hand zur Bekräftigung, daß ich meinen Schwur halten werde. Sieh, fuhr er dann mit einem entzückten Lächeln fort; ich hatte der guten Emma ein hübsches Körbchen geflochten, woran sie Freude fand; da gab sie mir zum Lohn einen Kuß. Ach, diese wunderbaren Menschen geben ganz andre Küsse, als du und ich, wenn wir Abends von einander scheiden! Meine Lippen er-

zitterten und heften sich fest an die meinen; aber Emma, selbst an allen Gliedern bebend, wehrte nun meiner Sehnsucht, und bat mich, sie zu verlassen. Ich ging, meiner kaum bewußt, und wollte Marien suchen. Denn ich meinte, diese Küsse müßten ihr so wohl thun, wie mir selbst. —"

„Heinrich! wie konntest du das glauben!" unterbrach ihn Thalheim.

„Ich weiß es nicht, fuhr jener fort; aber oft scheint ihr Auge mir zu winken, als theile sie mein Verlangen. Es war gewiß gut, daß ich sie nicht fand. Das strenge Mädchen hätte mir doch vielleicht weniger verziehen, als Therese. Diese begegnete mir unglücklicher Weise. Ich blickte nach ihren Lippen — sie sind die schönsten unter allen, denn sie schimmern heller und duftiger als eine aufbrechende Blaßrose. Bruder! da streckte ich meine Arme ihr entgegen, und bat sie um einen Kuß. Aber ich habe sie nicht berührt, und du weißt, daß ich nun geschworen habe, es nie zu thun. So bitte Du doch das holde Kind, daß sie mir verzeihe! Ich konnte in jenem Augenblick nicht anders!"

Adelheim sich jetzt wohl ein, wie natürlich alles zusammenhing. — Er verzieh ihm, und versprach auch bei Theresen Fürbitte einzulegen. Dann erfolgte eine lange Predigt und Belehrung. Er schilderte unter andern auch den Stand und die vermuthliche künftige Bestimmung jeder Einzelnen von ihren Gästen; suchte ihm Achtung für den einmal bestehenden Unterschied der Stände einzuflößen; versetzte ihn im Geiste nach Europa, und that, als würden sie schon binnen wenigen Tagen nach jenem Lande abreisen. — Am Ende mußte er ihn, obwohl mit mancherlei aufgeregten Zweifeln, zu Emma Hasti senden, wie sie es ausdrücklich verlangte. — Dort blieb er mehrere Stunden. Als man zu Tische kam, war Emma sehr ernst und konnte nicht verbergen, daß sie geweint hatte. Heinrich hingegen saß mit inniglicher Heiterkeit da, und lächelte oft still nach ihr hin. Daß er und Therese einander heute nicht anzublicken vermochten, versteht sich von selbst; es erregte indeß bei den Uebrigen kein weiteres Aufsehen, da man Theresens Furcht vor ihm ohnehin kannte.

Als sie den Saal verließen, blieb Emma

noch mit unserm Freunde allein zurück. Sie stand mit gesenktem Blick vor ihm, ohne Worte zu finden. „Noch einmal, — so nahm er endlich das Wort; — noch einmal warne ich Sie, meine theure Freundin! Wachen Sie gegen die Gefahren eines allzukühnen Selbstvertrauens! — Auch ich werde wachen!“ Sie drückte seine Hand an ihr Herz. „Mein Schutzengel! flüsterte sie weinend; Ach! Sie hatten wohl Recht! — Aber gewiß, es wird, es soll nun alles wieder gut werden!“ Sie eilte fort in ihr Zimmer, und Thalheim schüttelte bedenklicher und ungläubiger als je das Haupt.

Heinrich erschien von da an ganz umgeändert. Sein allzuzärtlicher Sturm und Drang verwandelte sich in stille Bewunderung; seine sonstige Zudringlichkeit in eine galante Aufmerksamkeit; sein beständiges halbtrunkenes Traumleben in anmuthige Schwärmerei. Und wenn auch zuweilen noch seine vorige Heftigkeit auf Momente wiederkehrte, so bedurfte es nur Eines bittenden Blicks der liebenswürdigen Gouvernante, um ihn schnell in die Schranken des Erlaubten und Schicklichen

zurückzuweisen. Bald fand Thalheim selbst kaum noch etwas am ehmaligen Wilden zu tadeln, als etwa seine, ihm auffallenden, öftern schwülen Blicke nach Marieen; Blicke, welche zwar nichts erwiedert, aber doch jetzt zuweilen nicht vermieden wurden. Vom ehmaligen Hohn in den Mienen der stolzen Miß war wenigstens nichts mehr zu bemerken. Heinrich fing wieder an, fleißig zu lernen, fragte seinen Freund nicht mehr so bedenklich über die Frauen aus, ging fleißig und tapfer mit Mustapha auf die Jagd, und gab überhaupt keinen Anlaß zur Klage. „Wunderbar! sprach der erfreute Thalheim zu sich selbst. Was ich nicht zu erlangen vermochte, das ist dieser Emma gelungen; und nicht einmal ihr ziemlich gewagtes Küssen hat unserm Zögling bedeutenden Schaden gebracht! Möge sie nur so fortfahren, und niemals auf Kosten ihrer Ruhe!“

Die Lebensweise der Freunde war jetzt in der Regel folgende: Mit dem Tage war alles in Bewegung. Das Frühstück wurde gemeinschaftlich im Saale genoßen; dann begann der Unterricht, wobei Emma, welche sich einen bedeutenden Schas

wissenschaftlicher Kenntnisse erworben hatte, mit Thalheim wechselte. Dieser dichtete auch manche schöne Lieder für den Sonntag zum gemeinschaftlichen Gesang, nach welchem er jedesmal eine kurze Rede hielt. Die Tischzeit war einer heiteren Unterhaltung gewidmet; nur ein Umstand genirte eine Zeitlang nicht wenig. Anfangs waren nämlich die Männer die dienenden Wesen bei der Tafel; aber allmälig wollten die Frauen, besonders Therese, dieses unschicklich, ja Manche sogar tadelnswerth finden. Die Französin behauptete: es sei zum Todtlachen, den sublimen Thalheim, oder gar den alten Mustapha hinter den Stühlen zu sehen. „Es ist recht gut," sagte sie einst, als Theresens Anerbieten, etwas herbeizutragen, von den Männern abgelehnt wurde, — es ist recht gut, daß die Männer sich unsre unterthänigen Diener sein rühmen; nur sollten sie uns bei Tische mit ihrem possirlichen und schwerfälligen Dienstfeifer verschonen. Ein Mann ist bekanntlich am Speisetisch das allerungeschickteste, ruheliebendste Geschöpf unter der Sonne; und eben deshalb wird er komisch, wenn er, vielleicht selbst heimlich kauend, als Diener mit dem

Teller unterm Arm daſteht. Eine Dame, beſonders die Tochter des Hauſes, — was hier am Ende doch Jede von uns iſt, — kann ſelbſt in den feinſten Zirkeln bei Tiſch einen und den andern Dienſt leiſten; aber ſobald die Herren, außer den dringendſten Trinkgeſchäften, ſich zum Dienſte bequemen, würde ich das ſogar in einem gewöhnlichen Bürgerhauſe unpaſſend und grob nennen.“ — „Ja, fügte Laura hinzu, es möchte noch hingeh'n, wenn unſre Herren hier nur wenigſtens die Livree trügen! Mit Borden und Achſelbändern läßt man ſich den Mann allenfalls als Tiſchdiener gefallen. — Und wie wär's, wenn dieſe hier ſich ſolche Monturen für den Tellerdienſt von uns machen ließen?“

„Warum nicht?“ ſagte Thalheim, der Gutmüthige, den Scherz faſt ernſtlich nehmend. „O pfui, Thalheim! rief Emma. — Sehen Sie denn nicht, daß meine Thereſe für Sie erröthet? — Nein, du guter Engel! Im Grunde hat es ja Laura nicht gemeint! „Ich finde, ſagte jetzt die Miß, daß in dieſem Männerdienſte etwas liegt, was den Frauen beſchämend und höchſt ärgerlich

vorkommen muß. Selbst eine Königin würde, — wohlverstanden, in unserm Falle, dieses Gefühl, ohne schlecht zu sein, nicht ganz bezwingen können. Es ist eine Anmaßung der Männer, eine Verspottung der Frauen, und wer weiß, was sonst noch! Thereſe, du bist die Vornehmste unter uns; — was meinest Du? Ist nicht dieses Gefühl mit der Weiblichkeit unzertrennlich verbunden? Dürfen wir solche Beschimpfung ferner von unsern Freunden erdulden?" Thereſe schwieg einen Augenblick. „Es verstand sich von selbst," sagte sie dann, daß ich als die Jüngste, auch die Erste war, die auf Abstellung dieses Uebelstandes drang. Und, — wandte sie sich furchtsam zu Thalheimen, — wenn ich meine Empfindungen offen aussprechen soll, so finde ich es doch in der That schicklicher, daß ich Ihnen das Glas spüle, als Sie mir?" Zugleich erhob sie sich zu diesem Dienst.

Thalheim fühlte sich seltsam und tief ergriffen, ja so gerührt, daß alle es bemerkten. „Verkennt mich nicht! sagte er sanft. Wir Teutsche ich schwör' es euch zu, sind freieren Geistes, als die meisten europäischen Nachbarn; aber — wenn

wir unsre Fürsten im Elend und in der Erniedrigung sehen, so greift's uns ans Herz!"

„Jetzt bin ich versöhnt, guter treuherziger Mann!" flüsterte hier schnell seine Nachbarin Maria, und er fühlte zugleich den sanften Druck der schönen Hand.

Therese aber schwebte in holdseliger Freundlichkeit und Demuth herbei, das gefüllte Glas auf dem Teller haltend. „Guter Thalheim! sagte die Anmuthige" Gewiß sind Sie durstig! darf ich Sie nicht laben?"

„Bravo! riefen Alle einstimmig. Es geht! Es nimmt sich trefflich aus!" Nun folgten mehrere Versuche; man übte sich ein, und dies brachte eine wechselseitige Annäherung hervor, welche Allen höchstwohlthätig zu sein dünkte.

Nach dem Mittagessen stand es gewöhnlich Jedem frei, sich wo und wie er wollte zu beschäftigen; nur durfte Keiner das allgemeine Bedürfniß der kleinen Gemeinde dabei ganz aus dem Auge verlieren. Man wählte sich Spaziergänge, übte zugleich die Jagd, den Fisch- und Vogelfang; pflegte die Obst- und Blumenzucht; weidete

die Ziegen; fuhr mit den abgerichteten Böcken das Holz zur Küche; flickte Kleider und Wäsche, und sorgte überhaupt, nach Möglichkeit für die Zukunft. Denn man richtete sich so ein, als sollte man für immer diese Insel bewohnen. — Sobald die Sonne niederging, mußten Alle in der Nähe des Hauses, oder doch auf der Gartenterrasse, anzutreffen sein, wo man denn ein kaltes Abendessen im vergnüglichen Umherwandeln genoß. Oft folgte noch eine Vorlesung aus der allgemeinen Bibliothek der Insel, d. h. aus der Karlsruher Sammlung nachgedruckter, armer, guter Schriftsteller, und eine Unterhaltung darüber bis tief in die Nacht.

Bald schien es den Damen innerhalb der Verzäunung zu enge und langweilig zu werden. Schon machten sie manche kleine Ausflüge in die Wüste, und der Muth wuchs sogar bis zur Lust, sich mit dem grausamen Thierkönig der Insel selbst zu messen. Mylheim vertröstete sie deshalb auf die Zeit, wo die liebenswürdigen Amazonen geübter im Schießen sein würden, und gewährte ihnen dafür einstweilen ein anderes Vergnügen, nach welt

chem sie schon lange heimlich gestrebt hatten. Er schloß nämlich einige, in ihrer Wohnung befindliche Gewölbe auf, deren Vorräthe noch nicht untersucht waren, und überließ es den Neugierigen unter Heinrichs und Mustapha's Beistand alles auszukramen, was hier aufgehäuft lag; er selbst aber verrichtete unterdessen desto eifriger einige schriftliche Arbeiten, die ihm nothwendiger schienen als die Untersuchung jenes alten Plunders. Doch störte man ihn oft genug; denn jeder unverhoffte Fund mußte ja ihm sogleich vorgezeigt werden, denn man nun einmal als den Vater der ganzen Familie zu betrachten pflegte. Das Erste was ihm wirklich herzliche Freude erregte, überbrachte ihm die Prinzessin. Es war ein Häubchen voll Mehl, wovon sich eine Reihe von Fässern in unverdorbenem Zustande vorgefunden hatte, so daß nun der Genuß des lang entbehrten Brodes auf mehrere Jahre hinaus gesichert blieb. Schon am Abend dieses Tages überraschte ihn das holde Kind mit einem kleinen, sehr schmackhaften Brödchen, das sie selbst gebacken hatte, und welches nicht nur den beiden Landsleuten, sondern auch den Uebri-

gen, ob dieſe gleich weniger den Genuß vermißt hatten, vortrefflich mundete. Daß ſich Thalheim überhaupt in ſeiner geringen Erwartung vom Inhalt dieſer Gewölbe getäuſcht hatte, entdeckte ſich immer mehr. Außer einer großen Menge von Produkten, Fabrikaten und Handelsartikeln aus Indien und China, fanden ſich auch einige mit Goldbarren gefüllte Kiſten, und andre Koſtbarkeiten. Dabei lag denn die Frage dem, niemals ganz zu unterdrückenden, Egoismus ziemlich nahe: wem eigentlich alle dieſe Reichthümer zugehören ſollten? Thalheim erklärte laut ſeinen Heinrich für den Eigenthümer. Dieſer hingegen wendete ein: es ſei wohl möglich, daß ſeine Mutter gar nicht zu jener ausgeſtorbenen Kolonie gehört, vielleicht das Haus nicht gekannt habe, ſondern durch ein eignes Schickſal allein mit ihm auf dieſe Inſel geführt worden ſei, — welche Meinung ihm beſonders durch den Umſtand wahrſcheinlich werde, daß er von dieſer Wohnung auch nicht die kleinſte Erinnerung aus der Kindheit mit in ſeinen verwilderten Zuſtand gebracht. Nur Thalheim ſei alſo um ſo mehr Herr und König der Inſel, da-

er nicht nur alle jene Magazine zuerst entdeckt, sondern ihn selbst erst zum Menschen erzogen habe, und außerdem der Bessere und Klügere sei. Man vereinigte sich endlich zu einem Vergleiche, der alle erfreute. Die Insel wurde für Gesammt-Eigenthum der gegenwärtigen Bewohner erklärt, auf so lange, bis man eine besondere Theilung derselben beschließen werde. Die vorgefundenen Schätze und Kostbarkeiten nebst allen Gegenständen von bestimmtem bleibenden Werth sollten sogleich in acht Theile gesondert, und jedem einzelnen Besitzer der seinige zur eignen Verwahrung übergeben werden.

In kurzer Zeit war durch die unermüdliche Rührigkeit der Frauen die ganze Vertheilung ins Reine gebracht. Jedes Mitglied der Familie besaß sein Eigenthum, und konnte sich mit dem reichsten Privatmanne Europa's messen. Diese glücklich zu Stande gebrachte Gleichstellung freute unsern Thalheim innigst, da sie in der Folge von großem Nutzen für den Frieden der Gesellschaft sein konnte. Nirgends hatte er unedle Habsucht bemerkt; nur je zuweilen war die weibliche Eitel-

keit ein wenig aufgeregt worden. Das unschuldige Vergnügen über den Alleinbesitz so hübscher Sachen und Kostbarkeiten bewirkte eine überaus angenehme Veränderung in der Gemüthsstimmung sämmtlicher Damen. Man war jetzt fast immer heiter und blickte ruhiger mit hoffendem Muthe in die Zukunft. Nur Therese schien seit einiger Zeit stiller, als sonst. Aber sie und alle Mädchen waren nicht nur vollkommen gesund, sondern auch im Anhauch dieser balsamischen Lüfte eines glücklichen Eilandes zu einer so frischen Schönheit wieder aufgeblüht, daß die Lehrerin oft mit Sehnsucht die Eltern der herrlichen Jungfrauen zu dem entzückenden Anblick dieser Blüthen herbeiwünschte. Emma selbst stand als die völlig erschlossene Rose prangend unter den aufknospenden Blumen. Dabei war sie ein unvergleichliches Hausmütterchen, und übersah das Ganze der kleinen Wirthschaft zur vollkommnen Zufriedenheit der Männer, wie der Frauen. Ihre und ihrer jüngeren Freundinnen Sehnsucht nach der Heimath schien beinah allmälig einschlummern zu wollen; an gar manchem Tage blieb es Thalheimen überlassen, auf der Terrasse

nach vorüberſegelnden Schiffen zu ſpähen, wo er denn gewöhnlich keine andere Geſellſchaft fand, als die ſinnig blickende Thereſe. Heinrichs Benehmen ward mit jedem Tage anmuthiger und geſitteter, und ſelbſt der männlich ſchöne Körper des Jünglings gewann im Umgang mit jenen zarten ſchönen Geſtalten immer mehr an Geſchmeidigkeit und anſprechendem Reiz. Unſtreitig war bei ihm die Geſchlechtsliebe erwacht; ob aber ſeine Neigung auf Marien oder auf Emma gefallen ſei, (denn nur für dieſe ſchien er jetzt noch Augen zu haben,) das vermochte Thalheim zu eigner Verwunderung nicht zu entſcheiden. Zwar traute der Menſchenkenner ſeiner ſcheinbaren Ruhe nicht, ja oft war er ſogar verſucht, ſie für das Werk einer geheimen Verabredung zwiſchen Heinrich und Emma zu halten, da dergleichen von der ſtolzen Engländerin nicht zu vermuthen war, welche immer noch ſeine Nähe eher zu meiden als zu ſuchen ſchien. Aber wenn auch in dieſen ganz eigenthümlichen Verhältniſſen irgend ein zärtliches Geheimniß verſteckt lag, ſo war es ja, glaubte er, in ihrer jetzigen Lage eben kein Unglück; und da es nicht

lange unenthüllt bleiben konnte, so harrte der Freund, das Beste hoffend, mit Verlangen des Augenblicks, wo Heinrichs Liebe sich bestimmt aussprechen werde. Dann konnte sein sittliches Leben neugeregelt, seine Liebe mit Frömmigkeit geschmückt werden; — und dann auch sollte sogleich seine Konfirmation erfolgen. Thalheim unterließ nicht, insgeheim manches Gespräch über die eheliche Liebe einzuleiten, und ihn auf die Kennzeichen einer wahren Neigung aufmerksam zu machen; Heinrich hörte indeß nur neugierig zu, ließ sich nicht theilnehmend darauf ein, und sprach, sobald die Rede von der äußern Liebenswürdigkeit der Frauen war, von Allen mit gleichem Entzücken. Es schien gleichwohl, als kenne er bereits den Werth der Verschwiegenheit. — Thalheim wußte hiebei weiter nichts zu thun, und erinnerte sich nicht selten eines spanischen Liedchens:

„Mutter, liebe Mutter mein,
Warum sperrst du mich doch ein?
Will ich nicht selber hüten mich,
Wird's Hüten nicht viel helfen dich!"

Eines Abends klopfte es leise an seiner Thüre.

Es war die Prinzessin, welche sich eine kleine Dienstleistung von ihm erbat. Dieses abgethan, blieb sie noch in unruhiger Bewegung vor ihm stehen; „Könnten Sie wohl," sagte endlich das erröthende Kind, „könnten Sie's erlauben, daß ich die beiden Zimmer, welche auf dieser Seite neben Ihrer und des Alten Wohnung noch leer stehen, mit meinem bisherigen vertauschte?

„Nach Ihrem Wunsch! erwiderte er rasch, ohne vorläufig über den Beweggrund nachzudenken. Aber wir können's vielleicht noch besser einrichten. Heinrich wünschte ohnehin mit unserm Alten zu wechseln, und dann ....

„Wenn etwa Heinrich, — unterbrach sie ihn im bittenden Tone, — zunächst wohnen sollte, so würde ich lieber um das äußerste Zimmer bitten.

„Und würden Sie dort sich nicht fürchten? lächelte Thalheim, noch immer der Bitte nicht auf den Grund blickend.

„Die äußeren Thüren können verschlossen werden, erwiderte sie sanft; und von der andern Seite habe ich den Felsen zum Nachbar; im zuerst erbetenen aber — Sie, mein Freund!"

„Wohl! antwortete er, und fuhr jetzt, von den wehmüthigen Ton ihrer Stimme plötzlich aus seiner Ruhe geweckt, stockend fort: Aber — wie — theure Prinzessin — —

Warum ich's wünsche? fiel sie, mit neuer Glut auf den zarten Wangen, ein; — weil ich ruhiger, glücklicher sein würde, als ich's bin."

„So ist denn also Ihr Herz von einer geheimen Last bedrückt, holde Fürstin? Bin ich Ihres vollen Vertrauens unwerth?"

„O nein, mein väterlicher Freund! vor Ihnen könnte mein Herz kein Geheimniß haben, als was ihm selbst eines ist. Und so verhält sich's eben mit jener seltsamen Unruhe, die ich Ihnen näher beschreiben will. — Sie wissen daß mein Schlafkabinet zwischen den beiden von Maria und Emma gewählt wurde; — seit einigen Wochen ist es mir ein ängstlicher Aufenthalt. Am Tage geht es noch; da hör' ich viel Geräusch um mich her, weil Heinrich meistens in den anstoßenden Zimmern ist: aber Nachts ruhe ich wenig mehr. Bald glaube ich Emmas bald Marias weinende Stimme zu hören. Sind sie von bösen Träumen geängstigt, so

muß hauptsächlich Heinrich der Gegenstand derselben sein; denn sie rufen oft seinen Namen aus. Bald sieht die Eine ihn vom Löwen zerrissen, bald die Andre ihn von den Meereswellen verschlungen, und sonst noch mancherlei unheimliche Worte thun ihre bangen Traumbilder kund. Wenn ich dann erschrocken aus dem Schlummer auffahre, wird's wohl wieder stille, aber dann fühle ich mich so unaussprechlich einsam, — so von aller Welt vergessen und verlassen, — eine so wehmüthige Sehnsucht ergreift mich, hinweg aus jenen Zimmern und in Ihre Nähe zu kommen! Ach wie sicher und glücklich würde ich da ruhn!"

„Ihre Entdeckung ist allerdings sehr seltsam! sagte der erstaunte Freund. Erlauben Sie mir eine einzige Frage: Ist Ihnen Emma noch ganz das, was sie sonst Ihnen war?"

Theresens Antwort zögerte: — „Sie hat jetzt viel mehr zu bedenken und zu sorgen, als vormals, sagte sie dann schonend. Sie vermag wohl der Einzelnen nicht mehr ihre ganze Liebe zu widmen. — Ach, sie ist nicht glücklich!"

„Woraus schließen Sie das?" fragte Thalheim.

„Ich fühle es mehr, als ich's schließe, war die Antwort. Ihre Gesichtszüge haben nicht mehr die ehmalige heitre Ruhe, die ich so sehr an ihr liebte."

„Werden aber die Uebrigen Ihre neue Wahl auch billigen, beste Prinzessin?" — Seine Stimme wankte bei dieser Frage.

Das schöne Kind stand plötzlich in hoher Glut vor ihm da. Ein unbekanntes Gefühl schien sie so rasch und mächtig zu überfallen, daß ihr ganzes Wesen davon erbebte. Der Freund sah nicht mehr das Kind, sondern die zum lichten, liebewarmen Leben erwachte Jungfrau vor sich stehn. Seine letzten Worte reueten ihn, obgleich er sie nicht mißbilligen konnte; — denn eine so gefährliche Nachbarschaft mußte auch Er vermeiden; und dieses aus dunkeln Gründen, welche sich ihm erst seit wenigen Augenblicken fühlbar machten. „Erlauben Sie, daß ich mit unsrer Emma rede;" bat er jetzt.

„Nein! rief das bange Mädchen. Verzeihen Sie lieber meiner kindischen Unbesonnenheit! Sie selbst finden, daß sichs nicht ziemt — o verzeihen, und verschweigen Sie Alles, mein theurer Freund! Ich will . . ." —

„Bei Gott! fiel er ängstlich ein; ich finde nichts Unziemliches darin!“

Das schien sie zu beruhigen; doch bat sie ihn nochmals mit Thränen, er möge Alles verschweigen. „Ich will mir die seltsamen Gedanken aus dem Sinne schlagen! sprach sie entschlossen. Es wird gehen! — Geben Sie mir nur Ihr Wort, daß Sie nichts anordnen, bis ich nach einigen Tagen auf's Neue mit Ihnen darüber gesprochen habe!“ — Er gab es ihr; und sie schied beruhigter von ihm.

Am folgenden Morgen machte man eine allgemeine Jagdpartie, um sich auf die Bekämpfung des Löwen allmälig vorzubereiten, und die Damen an den Anblick der wilden Thiere zu gewöhnen, da durchaus Jede Theil am Ruhm und an der Gefahr nehmen wollte. Der Wagen, mit einem Zug der kräftigsten Böcke bespannt, hatte eine Tuchdecke, damit im Nothfalle die Furchtsamen dort ein schützendes, und die Müden ein kühles Obdach finden könnten. Auch enthielt er Waffen und Aexte, weil man heute eine gute Strecke in den dichtverwachsenen Wald einzudringen gedachte. Es

war ein gar stattlicher Zug. Die Frauen hatten sich leichte Jagdkleider verfertigt, die so zierlich als bequem waren, und worin sich Thereſe ganz vorzüglich reizend ausnahm, so wie sie auch unstreitig unter Allen die Beherzteste war. Sie trug einen helmartigen Hut mit schwankenden Federn. Die schlanke Gestalt war in jedem Umrisse des tadellosen Wuchses höchst zart ausgebildet; und doch schienen sich alle Glieder der üppig aufquellenden Jugend in feste, majestätisch kräftige Formen zu drängen, sobald der sanfte jungfräuliche Geist das Ganze dieses gestaltreichen Lebens in harmonische Bewegung setzte. Als einmal die Erhitzte tief im Gebüsch mit abgenommenem Hute an einem Bache stand, und, während ihr Luise ein Kniebund lüftete, das helle, weichumlockte Haupt mit dem schlanken Halse seitwärts bog, und die blitzenden Augen zur Silberfluth niedersenkte, glaubte man Dianen selbst dem Bade entgegen lechzen zu sehen.

Die Männer hatten bereits mehrere Büffel erlegt, und einen wilden Eber schwer verwundet, als man in einiger Entfernung einen Trupp flüchtiger Antilopen aus dem Dickig hervorstützen, und

bald darauf den furchtbaren Löwen hinter ihnen herjagen sah. Alles starrte mit Entsetzen auf das Unthier hin. Wandte sichs nach dieser Gegend, so war ein Haupttreffen unvermeidlich; — manches blaue Auge sah sich schon ängstlich nach dem nahen Wagen um; aber der Thierkönig stutzte, als er von Weitem die bekannten Jäger erschaute, und bei dem ersten Büchsenknall, der ihm galt, ließ er von den fliehenden Antilopen ab und trabte, so geschwind es sein, von Thalheims ehmaligem Schuß noch etwas lahmer Fuß erlaubte, dem Busche zu. Es wurde auf der Stelle Kriegsrath gehalten. Thalheim schlug vor, dem Feind in förmlicher Schlachtordnung zu Leibe zu gehn, und ihn in der Nähe seines Busches durch Schüsse zu reizen. Darüber jauchzte Heinrich laut auf; sogar der Greis fühlte Muth zum Angriff, und nicht ohne Zittern entschlossen sich die Damen, im Hintertreffen nachzufolgen. Nur ein günstiger Zufall hintertrieb heute die gefahrvolle Jagd. Therese war ein sogenanntes Glückskind. Was Andre mit der größten Anstrengung nicht zu finden wußten, das bot sich ihr ungesucht dar. Als man in den Wald

einzubringen begann, rief das Mädchen plötzlich die Uebrigen nach ihrer Seite hin, und zeigte ihnen einen alten Baum, dessen Höhlung, voll Honig, von den Bienen verlassen zu sein schien. Dieser süße Fund erregte allgemeine Freude. Der ganze Stamm duftete von Blumenwürze. Man gab nun vorläufig alles Jagen auf, um vor allen Dingen den köstlichen Schatz in Sicherheit zu bringen. Die Männer fällten den Baum mit kräftigen Hieben, und zertheilten ihn so, daß die ganze Vorrathskammer der ehmaligen Bewohner unbeschädigt blieb; darauf ward er an den Wagen befestigt, und im Triumphe nach dem Wohnhaus geschleift. Hier begann das Geschäft der Frauen; und bald tischten sie einige Scheiben auf, die an Köstlichkeit den Honig von Hybla zu übertreffen schienen.

Gleich am andern Morgen zog man, der gestrigen Ermüdung ungeachtet, mit dem Tage schon wieder hinaus, um in der Nähe der Verzäunung eine große Vogeljagd zu halten. Sie fiel ergiebig genug aus, ermattete aber, da der Morgen heiß war, die schönen Jägerinnen so sehr, daß man nach einigen Stunden schon die Kühlung des Fel-

senhauses zu suchen genöthigt war. Nun eilten Alle nach den Badeplätzen, und neuerquickt bereiteten dann die hungrigen Mädchen das leckerhafteste Mahl, was nur diese reiche Insel gewähren konnte; ließen sich auch heute den Wein von Madera so gut schmecken, daß Thalheim ein bedeutendes Lächeln nicht unterdrücken konnte, worauf die Gräfin und Fräulein Laura ihm einen Geizhals schalten, übrigens aber mit ungemeinem Muthe die Löwenjagd gleich auf Morgen angestellt wissen wollten.

Des Nachmittags ging, wie gewöhnlich Jeder seine Wege. Thalheim umschlich mit der Flinte in stiller Einsamkeit die Verzäunung, weil er vor Kurzem irgend einem gefährlichen Taubenräuber auf die Spur gekommen war, dem er jetzt täglich nachstellte. Die Sonne war nahe am Untergange und eben wollte er zurückkehren, als ihm aus einem kleinen Fruchthaine Thereſens süße Stimme zu Ohren drang. Er betrat das duftende Gehölz, welches am Flusse lag, mit leisem Schritt, um den Gesang zu belauschen, der aber jetzt wieder verstummte. Das Mädchen saß am blumigen

Ufer; eine Guitarre, (sie hatte sich mit unter den Geräthschaften des oberen Hausraumes gefunden,) lag neben ihr, und die Sängerin mußte wohl gedichtet haben; denn über dem sanftgebognen Knie hielt sie ein beschriebenes Blatt, in welchem sie mit der Bleifeder hier und da einiges abzuändern oder zu durchstreichen schien. In ihrem Schooße glänzte auf dem weißen Gewand etwas Röthliches, von der Abendsonne bestrahlt. Es waren Goldkörner, die sie im Ufersande gefunden hatte.

Jetzt blickte sie seufzend empor, versteckte das Blättchen, ergriff das Saitenspiel und sang folgendes Lied:

Es flieht ein Schiff durch Wogen und Wind,
Ach, arme Eltern, wo ist euer Kind?
Aus Frankreichs Port
Führen's die Räuber fort.
Sie fliehen, sie fliehn zum Süden hinab,
Bald öffnen die Wellen das tiefe Grab!
Nun schwanket das Meer; des Schiffes Bauch
Entqualmet der Flamme stickender Rauch!

Verloren . . . doch ſieh ein Land erſcheint;
Am grünenden Ufer ein winkender Freund!
Im ſtillen Thal
Da birgt er die Kinder all.
Nun ſtillet, ihr Eltern, des Herzens Weh.
Bezwungen ſind Räuber und Flamme und See.
Das Kind lebt auf in ſeliger Luſt;
Der Freund erwärmt es an ſeiner Bruſt.

Doch kalt wird jetzt der Geſpielen Sinn!
O Schweſtertreue, wo flieheſt du hin?
Ich bin allein,
Sie wollen nicht mit mir ſein!
Was Eine wünſcht, liebt die Andre noch mehr;
Das macht dem Kinde das Herz ſo ſchwer!
Es hangt verlaſſen in dunkler Nacht
Vom Abend bis der Morgen erwacht.

Die Sonn' erſcheint in himmliſcher Pracht,
In meiner Bruſt nur bleibet es Nacht.
Der Löwe brüllt,
Es rauſcht im Forſte das Wild,
Die Sonne verſinket in blauer See, —
Und immer, und immer dies tiefe Weh!

Am Stromesufer, bei Blümlein hold,
Da such' ich die Ruhe, und finde — Gold!

Sanft hat das Herz zum Freunde gefleht,
Doch auch der Freund dies Herz verschmäht!
Ihr Eltern mein,
O könnt' ich doch bei Euch sein.

Das Lied war noch nicht zu Ende; aber eine tiefe Rührung überwältigte die Stimme der Sängerin. Sie breitete die zarten Hände zum Norden aus, und Thalheim vernahm nur noch ein leises Schluchzen; — da brach ihm das liebende Herz. „Therese!" rief er mit halber Stimme; und als die Erschrockne aufsprang und sich zu ihm wandte, da berührten seine Kniee die Stelle, wo sie geruht hatte, und er umfaßte die Ihrigen. „Hier, rief er in großer, an ihm ganz ungewöhnlicher, Bewegung aus: hier kniet ein Mensch, der diese heiße Sehnsucht faßt und fühlt, — der dieses einsame Herz so gern in seine eigne Brust aufnähme; — der Ihnen, holde Seele! Vater, Mutter, Freund, — ach Alles sein möchte! der sich, wie vor Gott knieend, hier Ihnen zu eigen schwört, und sein ganz-

zes Leben und Weſen der unverbrüchlichen Treue gegen dieſes reine, heilige Herz auf ewig, auf ewig weiht!"

„Das ſind Töne des Himmels, die jetzt in meine Seele klingen!" flüſterte Thereſe ſanft, indem ſie, zitternd vor Wonne, den Freund emporhob, und ſich kindlich an ſeine Bruſt ſchmiegte. „Ja, ich gehöre nun Ihnen an! — Darf ich in Ihre Nähe ziehen?"

Noch am heutigen Abend, wenn es möglich iſt!" rief er freudig, und eilte mit der Geliebten unter ſüßen Geſprächen der Wohnung zu. Wie freute ſich das glückliche Kind auf die ſchöne ruhige Nacht!

Sie fanden die Uebrigen um den Theetiſch herverſammelt. Niemand hatte heute ſich entfernt, weil Emma ſich etwas unwohl befand. Thalheim ſchlug ſogleich einige kleine Veränderungen im Hausweſen vor, und es ging Alles nach ſeinem Wunſche. Die Mädchen wußten noch mancherlei neue Einrichtungen mit einzumiſchen, wo denn auch Thereſe, wie zufällig, ihr eignes Anliegen zur Sprache brachte. Die Gefährtinnen fanden einen

solchen Wechsel höchsterwünscht, denn sie bekamen dadurch ein Zimmer mehr zum Gebrauch, welches auf der Stelle zum gemeinsamen Theezimmer bestimmt wurde. Ehe noch die Nacht hereinbrach war alles in der neuen Ordnung.

Man aß heute sehr spät; denn jeder Neueingerichtete mußte zuvar die Andern besuchen, und besucht werden; dann versammelten sich Damen und Herren in der besten Laune am Tische. Vielleicht war es bei dieser frohsinnigen Stimmung nur allein Thalheim, welcher bei Emma eine ihm auffallende Veränderung entdeckte. Sie hatte keinen Antheil an jenem Zimmerwechsel genommen; alle Eßlust fehlte, die doch sonst niemals irgend einer Nöthigung bedurfte; dabei waren ihre Augen roth, — wahrscheinlich von Thränen; — ihr Gesicht glühte; ihr ganzes Wesen schien im Kampfe mit einer heftigen Leidenschaft begriffen, wiewohl sie sich immer zum Lächeln zwang und außer einem leisen Kopfweh kein anderes Uebelbefinden eingestehen wollte. — Nach einiger Zeit stand sie plötzlich auf, ging in ihr Zimmer, und man hörte deutlich, daß sie nicht allein die zum Saale füh-

rende Thüre desselben verschloß, sondern auch die andre, welche sich auf den Gang hin öffnete. Erst in diesem Augenblick bemerkte der aufmerksam gewordene Thalheim, daß auch Heinrich in der heftigsten Bewegung war. Er saß Marien gegenüber, bald wieder ganz in dem Anschaun des Mädchens versunken. Die schöne Miß war heute unbeschreiblich mild, im Vergleich mit ihrer gewohnten Weise sich zu benehmen; und Heinrichs zärtlichen Blicken begegnete zuweilen ein wehmüthiges Lächeln, von dessen zarter Bedeutung Thalheim selbst sich innig ergriffen fühlte. Eine geistreiche und stolze Schöne wird ganz unwiderstehlich, wenn sie wahrhaft liebt. — Maria war's heute.

Heinrich sprach an diesem Abendtische fast gar nicht. Nur einmal, als die Uebrigen von den Freuden der zuletzt genossenen Tage redeten, weckte er sich selbst aus seinen glückseligen Träumen auf, und sagte lächelnd: „Nein, es ist unmöglich, daß es auf Erden einen noch Glücklicheren gebe, als ich es bin!"

„Ich wünsche, sagte Thalheim leise zum Nach-

bar, daß du selbst dem Glücke Zügel anzulegen weißt, damit es nicht bis ans entgegengesetzte Ende mit dir fortrenne, und du früher unglücklich wirst, als du es geahnet hast!"

Heinrich schwieg. Seine und Mariens Blicke faßten sich jetzt zum ersten Male mit voller Gewalt. Thalheim sah ihn in einer bebenden Bewegung, indem ein tiefer, unterdrückter Seufzer den Busen des schönen Mädchens hob. Es blieb unserm Freunde kein Zweifel mehr über die Gewißheit dieser Liebe und wegen Emma's heutiger Unruhe zurück. „Möge nur, sprach er bei sich selbst, die gute Emma ihr Herz so sorgfältig gehütet haben, wie sie mir es einst versprach, damit die Arme nicht ein Opfer dieser Liebe werde!"

Den Schlaf der Unwohlen nicht zu stören, ging man zeitig und still zur Ruhe. Thalheim begleitete seine Thereſe zu ihrem neuen Zimmer. An der Thüre nahm sie ihm das Licht ab. „Nur heute gestatte ich es, lächelte sie, daß Sie mich selbst bis hierher begleiten. — Aber wenn Sie wüßten, Thalheim, welcher süssen, lieblichen Ruhe

Sie mich jetzt entgegenführten! . . . Ich habe in den zwei letzten Nächten kein Auge geschlossen!"

„O ich entsetzlicher Mensch!" rief er, — jetzt erst seine allzustrengen Bedenklichkeiten bereuend.

„O, Sie Bester von allen Menschen, die ich je kannte! sagte sie leise. Sie mein schützender Vater! Nun ist ja Ihr Kind, Ihr geliebtes Kind, ruhig und selig! Gute Nacht, lieber Thalheim! — und gute Nachbarschaft!"

Sie drückte die Thüre langsam zu; bald aber öffnete sie noch einmal, ihm für die schöne Sicherheit zu danken, die jetzt ihr Herz beruhigte. „Ihre heutigen Worte, fügte sie hinzu, (und darum war vermuthlich die Thüre noch einmal aufgegangen!) sind mir ewig unvergeßlich! Kann Therese jemals Ihrer Liebe vergessen, so wird sie nicht mehr sein. — Ruhen Sie so sanft wie ich, mein einziger Freund!"

Und Thalheim stand entzückt vom Anschaun des holden Engels, und konnte nichts erwidern, als „Gute Nacht, Geliebte! — Oder guten Morgen! denn für mich Glücklichen giebt es heute wohl keine Nacht!"

Seltsam! — Thereſe verſchloß nur jene Thüre, welche ſich auf den Gang öffnete, nicht aber die Andre zwiſchen ihrem und des Freundes Schlafgemach. An der innern Seite nach Thalheims Zimmer war ein Riegel ſichtbar. Sollte er ihn wohl vorſchieben? — Wie? — Und dadurch die holde Unſchuld erſchrecken, wohl gar kränken? — Er kämpfte nur wenige Augenblicke mit ſich ſelbſt; dann aber verwarf er alles Bedenken, als höchſtunmännlich, blickte den unbenutzten Riegel der unverſchloſſenen Thüre ganz verächtlich an, und ſtreckte ſich auf ſein Lager hin; weniger um zu ſchlafen, als um ſüß zu träumen.

Am frühen Morgen, ehe noch Jemand im Hauſe zum Vorſchein kam, machte ſich Thalheim ſchon ein Geſchäft im Saale, um an Emma's Thüre ſich nach dem Befinden der unpäßlichen Freundin zu erkundigen. — Er hörte Heinrichen bereits in ſeiner neuen Wohnung heftig auf und niedergehn, und wollte eben zu ihm eintreten, als der Laut bittrer Wehklage ſeine Aufmerkſamkeit nach Mariens Zimmer hinlenkte. Thalheim horchte erſchrocken. Die Klagen mehrten ſich. „Darf ich

zu Ihnen eintreten?" fragte er ängstlich an der Thüre.

„Ach Thalheim!" rief Emma im Innern überlaut — und er öffnete schnell. Emma und Maria hielten sich weinend umfaßt.

„Um des Himmels Willen, was ist hier vorgegangen?" rief der Erschrockene.

„O mein Freund! stammelte die schluchzende Emma; Sie werden mich verachten, — Sie müssen uns Beide verachten! Heinrich, der Wilde! Er macht uns elend und schuldig!"

„Nein! stöhnte Maria, sich an der Freundin Brust verbergend; — „nicht Er — sondern wir!"

„Entsetzlich!" rief der erbleichende Thalheim, dem über die wahre Bedeutung dieses Jammerns kein Zweifel zurückbleiben konnte; — „Dann sehe ich hier keine Hülfe! — Nirgends eine rettende Hoffnung!"

„Gehen Sie, theurer Freund! flehte Emma; Lassen Sie uns allein mit unserm Elende. Schaffen Sie uns für heute Ruhe auf unserm Zimmer.

Sobald wir einigermaßen gefaßt sind, komme ich zu Ihnen. Reden Sie noch nicht mit Heinrich — — ach, ich ertrage Ihren Anblick nicht länger edler Mensch!"

Langsam entfernte sich der düster Sinnende. Aber eh' er noch den Saal verließ, ereilte ihn Heinrich und zog ihn mit fast athemloser Heftigkeit in sein Gemach. „Weißt du schon Alles, Bruder?" fragte er mit glühender Schamröthe.

„O Heinrich! rief der Freund, indem er sich tieftrauernd in einen Sessel warf, Heinrich! Wie stolz war ich sonst auf dich! Und nun — großer Gott! was ist aus dir geworden! In welchen Abgrund hat dich deine zügellose Begierde gestürzt!" — Er verhüllte sein Gesicht.

In Heinrichs Augen thaten sich jetzt zwei strömende Quellen auf. Er schlug heftig an die breite Brust, als wollte er ihre Lüste strafen. „Bruder! sprach er dann wehmüthig, — verdamme mich nicht, ehe du mich gehöret hast! — Sieh, du kennst diese Frauen nicht . . . ."

Hier erzählte er glühend, stockend, oft verwirrt und niedergeschlagen, dann wieder in der

heftigsten leidenschaftlichen Stimmung; bald zürnend mit sich selbst, bald wieder aufgelöst in Liebe für die Frauen, — die Geschichte seiner Verirrungen, — wenn man sie nicht lieber eine Verirrung der beiden Mädchen nennen will. Denn diese reizenden Geschöpfe, deren Eine stolz war auf ihren Geist, auf ihr Wissen, auf ihre Tugend, die Andre stolz auf ihre Nation, auf ihre Schönheit, auf ihre weibliche Würde, — hatte ihr Geschick Beide, wie zum Spott, auf jene Zinne der Versuchung hingeführt, wo der arme, gebrechliche, sündhafte Mensch, — er sei Mann oder Weib, — die Schwäche seiner Weisheit, und die übermächtige Kraft der Natur fühlt. Sie waren Beide in heiße, unheilbare Liebe gegen den kraftvollsten, schönsten Jüngling gerathen, den sie jemals gesehn, — gegen den Ersten der ihr jungfräuliches Herz gerührt und gewonnen. Der wilde Natursohn, — (denn das war er noch in jedem Falle, wo die Macht der allzukurzen Gewöhnung an der Leidenschaft scheiterte,) hatte der Liebe Emma's zu ihm eben so wenig, als seiner eignen glühenden Liebe zu Marien widerstehen können.

Das große Opfer, das ihm Emma gebracht, hatte seines Zweckes, sich des Geliebten alleinigen Besitz zu sichern, verfehlt; es hatte vielmehr seine Leidenschaft für Marien nun erst recht zum Bewußtsein gebracht; und da auch in dem Herzen dieser Geliebten, bei so voller Jugendblüthe, eine heimliche Sinnenglut flammte, welche sich vielleicht nur unter den mannigfach bindenden Verhältnissen der Heimath, nicht aber unter den abenteuerlichen, abgetrennten dieses Insel-Lebens, hätte tilgen oder beschwichtigen lassen: so schien der traurige Erfolg einer, anfänglich allzugeringschätzig behandelten, Neigung so unheilbringend für die Sittlichkeit, daß es unmöglich war, zu sagen: wer von den Dreien verführte, oder verführt wurde.

Der Sinnenrausch verflog bald, wie gewöhnlich. Die innige Freundschaft der beiden Mädchen überdauerte ihn, und die Entdeckung war — besonders bei Heinrichs großer Naivetät, — nicht schwer: daß sie Beide die Frauen Eines Mannes seien. Der überraschende Augenblick dieser Entdeckung war gerade der, in welchem Thal-

heim zu den Jammernden eintrat. — Schwerlich wäre er auch sonst der traurigen Geschichte so bald auf den Grund gekommen! Denn man faßt sich in solchen Fällen doch wohl wieder, und die Klugheit tritt in ihre alten Rechte ein, — zumal bei den Frauen!

Heinrich hatte auserzählt. Sein Freund fühlte jetzt mehr Mitleid als Zorn. „Unglücklicher Sohn! sagte er gerührt: Nein, du warst kein Thier, kein Nichtswürdiger! Nur ein schwacher, sündiger Mensch! Ich bleibe dein Freund wie immer. Ich fühle mich als deines Gleichen; fühle wohl, daß deine Gebrechen auch die meinigen sind!"

„Für diese Liebe sei der Himmel dein Erbtheil! rief Heinrich. Aber du weißt nun Alles. Schieße mich jetzt nieder aus Freundschaft; denn ich kann die Thränen dieser Mädchen nicht ertragen! — Du willst nicht? — So erzeigt mir Mustapha vielleicht diesen Dienst; — ich wollte eben mit ihm zur Jagd." — Er hielt Thalheimen seine Büchse hin.

Das erst sind die Kennzeichen des feigen

Schwächlings! sagte Thalheim finster. Wenn seine Leidenschaft Unheil angestiftet hat, will er sich aus dem beschwerlichen Leben zurückziehen, — statt daß der edle Mensch sich freiwillig für die Folgen fremder Verschuldung aufopfert! So muß ich mich denn deiner doch von Herzen schämen, armer Heinrich!"

„Thalheim! du bist furchtbar! — Weißt du noch irgend einen Rath, einen Ausweg?"

„Unmöglich ist die Rettung nicht! sagte Thalheim. Ich will mich an die Großmuth der Frauen wenden. Vielleicht entläßt dich die Eine deiner Verbindlichkeit freiwillig — die Andre wird dein Weib."

„Nein, rief Heinrich mit Heftigkeit; ich kann von Marien nicht lassen, denn ich liebe sie mehr als mein Leben! Ich kann auch von Emma nicht lassen, denn sie ist unaussprechlich gut, und hat mich lieben gelehrt. Sie selbst liebt mich gewiß eben so innig, als Maria. Ich vermag keine von Beiden zu verlassen, wenn ich nicht sterben soll. — Was hältst du von der mohamedanischen Religion, Thalheim?"

„Wenig Gutes! Ihre Bekenner sind ein rohes, thörichtes, sklavisches, abergläubiges, blutgieriges, Volk. Hüte dich vor dieser falschen Religion! Sie würde vielleicht deinen Sinnen schmeicheln, aber deiner Seele keine Nahrung geben. Wie viel mehr bist du jetzt schon, als Mustapha, der doch zu den besseren Türken gehört!"

„Desto besser! sagte Heinrich nachdenkend. Du hast mir doch einst gesagt, ein Bekenner anderer Religions-Meinungen könne eben so leicht selig werden, als ein Christ."

„Dein Gedächtniß trügt dich für diesmal! — So sagte ich nicht!"

„Oder du sagtest doch: er könne auch selig werden?"

„So war es, Heinrich! — Dann wird er aber doch denken und handeln müssen, wie ein echter Christ!"

„Laß mich in der Einsamkeit darüber nachdenken, Thalheim!"

„Thue das!" erwiderte dieser etwas heftig; denn Heinrichs egoistisches Auskunftsmittel erbitterte ihn. „O es ist eine bequeme Religion für Leute deines

Schlages! Man bekommt wohl allmälig auch Lust zur Gräfin und zu Laura, — verführt am Ende gar die unschuldige Thereſe, und macht dann die guten Kinder ſämmtlich zu geſetzmäßigen Sklavinnen ſeines Harems!"

„Bruder! Du zermalmſt mir das Herz! rief Heinrich laut. Nenne mir wenigſtens Thereſen nicht mehr, — dieſes Heiligthum! — dieſes geweihte Kind, das Du, mein Vater, mein Retter, mein Freund, liebſt!"

„Woher weißt du's?" fragte Thalheim erröthend.

„Wie? antwortete er; ich ſollte es nicht gemerkt haben, daß das holde Geſchöpf mit ganzer Seele an dir hängt, und daß du ihr zu eigen biſt, wie ſie dir? — Ach, Bruder! Könnteſt du mich denn wirklich für einen ſolchen dankvergeſſenen Unmenſchen halten?"

„Du ſollſt nicht aus Dankbarkeit keuſch leben, fiel Thalheim ein, ſondern aus Keuſchheit! — Halt! Mir fällt jetzt bei, daß es auch unter den Chriſten ein ſogenanntes morganatiſches Geſetz giebt für dergleichen Nothfälle. Wir leben auf

einer wüsten Insel — du bist doch eigentlich der Fürst derselben; — Ich werde alles aufbieten, um die gute Emma zu bewegen, daß sie eine Ehe zur linken Hand annehme; dann darf ich dir Maria, als die zweite rechtmäßige Gattin, an die Rechte antrauen."

„Würden aber dann die Verhältnisse und Rechte der Beiden auch vollkommen gleich sein?" fragte Heinrich gespannt.

„Nicht ganz; erwiderte Thalheim. Aber so lange wir hier lebten und vollkommen einig wären, brauchte kein wesentlicher Unterschied stattzufinden. — Denke über alles dies wohl nach, Heinrich! Du hast zu wählen, — bist noch ganz frei. Ich bin ein Christ und liebe meine Religion über Alles. Auch du kennst sie bereits, und weißt, daß ich auf ihre Reinheit und Herrlichkeit viel zu stolz bin, um jemals einen Menschen, welcher selbst wählen kann, ihre Wohlthaten aufzudringen. Jeden Menschen aber, welchem das Glück wird, sich selbst bei gereiftem Verstande eine Religion wählen zu dürfen, werde ich für einen heillosen Thoren halten, wenn er die meinige verwirft."

„Es scheint, du hast Recht; sagte Heinrich. Ich muß hinaus ins Freie! Sorge nicht für meine Fassung; aber sorge für die armen Gekränkten! Sei ihr Trost! In einigen Stunden erfährst du meinen Entschluß.“

Mit diesen Worten eilte er fort, um den Alten zur Jagd abzurufen, und Thalheim ging traurig auf sein Zimmer.“

Es war noch früh am Tage, aber gleichwohl sehnte er sich schon mit einiger Unruhe nach der Erscheinung Theresens. Die Begebenheiten der letzten Nächte hatten ihn mit Grauen erfüllt, und er konnte daher eine gewisse Furcht nicht unterdrücken, wenn er sich das liebe, schlafende Kind in seiner Einsamkeit dachte. Auch wollte er sie bitten, heute gemeinschaftlich mit Laura und Luise die Besorgung des Hauswesens zu übernehmen, um die beiden Unglücklichen in Ruhe zu lassen. Da in Theresens Gemach noch tiefe Stille herrschte, so wagte er es erst, nachdem er eine Zeitlang in dem seinigen laute Bewegungen gemacht, leise an ihre Thüre zu klopfen; es erfolgte aber keine Antwort. Nun noch ängstlicher werdend, öffnete er sachte ein

wenig, — und erblickte mit heiliger Rührung die Holde, wie sie eben ihr Morgengebet verrichtete. Sie kniete am Fenster, das schöne Antlitz hinauswärts zur sonnigen Morgenlandschaft gerichtet, die gefalteten Händchen zu Gott empor gehoben. Unhörbar drückte der Freund die Thüre wieder zu, und erhob mit den Gedanken des frommen Kindes auch die seinigen zum Vater der Welt.

Nach einiger Zeit vernahm er ein leises Klopfen, und sprang der Geliebten freudig entgegen. Selige Heiterkeit grüßte ihn aus ihrem Mund und Blick.

„Mir ist, sagte sie, als sei plötzlich alles Weh und alle Sehnsucht aus meinem Herzen gewichen. Wie erquickend hat sich diese schöne Nacht auf meine ganz ermatteten Glieder herabgesenkt! Ich erwachte einigemal und war mir der süßen Ruhe so himmlisch bewußt! Ich dankte Gott für die heitre Sicherheit um mich her; ich wußte so gewiß, daß es nur von mir selbst abhänge, sogleich wieder sanft einzudämmern; der stille Ort war mir so gewohnt, so heimisch; — ich glaubte zuweilen vom Lager meines Freundes her die leisen Athemzüge seines

lächelnden Mundes zu hören. Ach, ich lag sanft, wie in Gottes Armen! — Dank Ihnen, Guter, Edler! . . "

Sie zog ihn mit blödem Händedruck in ihre Zimmer, um ihm die ganze kleine Einrichtung zu zeigen. — Ihm war das selige Herz so überfüllt; und er wollte einigemal reden — aber dann fiel ihm plötzlich ein, daß er Schreckensworte zu sagen habe, nnd gar nicht einmal wisse, wie er sie dieser Reinen sagen könne. — Er schwieg verwirrt. „Sehn Sie nur, sprach sie in süßer Schwärmerei, wie häuslich hier jedes Eckchen ist, — als hätten es die guten Engel aus unsrer Heimath hierher getragen! Der Sopha dort steht gerade so, wie jener, auf dem meine Eltern mit mir spielten, wenn sie zu mir in mein kleines Kinderstübchen traten. — — Nein! diese Thränen sind nicht bitter, mein geliebter Freund! Geben Sie mir Ihre Hand, damit ich noch freudiger weine!"

„Gott! rief Thalheim entzückt, laß mich dieses köstliche Geschöpf einst eben so rein und herrlich den Eltern wieder zuführen, wie ich es hier in der Wüste aus deiner Wunderhand empfing!" Das Mädchen hatte sich an ihn geschmiegt. Er hielt sie sanft umschlungen, und ließ sie so ihr Herz ausweinen.

„An dieser getreuen Brust werde ich gesund! sprach sie, die glänzenden Augen zu seinen seelenvollen Blicken erhebend. „Hier habe ich Vater und Mutter wiedergefunden!" O wie schwer fiel es ihm, seine schmachtenden Lippen nicht herabsinken zu lassen auf Theresens blühenden Rosenmund!

— Jetzt aber kam ihm wieder schreckhaft in den Sinn, was er diesem Engel von den gefallenen Freundinnen zu entdecken hatte. Er begann endlich mit der Nachricht: daß Emma und die Miß im Zimmer eingeschlossen bleiben wollten, und daß er sie diesen Morgen beide in der allerheftigsten Gemüthsbewegung gefunden habe. Sie gerieth in mitleidige Angst, und Thalheim vermochte es nicht, sie über die Lage der Freundinnen zu beruhigen, so wenig er ihr auch noch von dem wahren Verlauf dieser traurigen Begebenheit eingestand.

„Ich sehe hier nichts als Unheil!" sagte die ahnungsvolle Seele in ihrer Unschuld, ohne zu erröthen, und nur mit dem zarten Schmerz reiner Menschlichkeit. „Glauben Sie mir, das Verhältniß zwischen Maria und Emma wird immer trauriger werden, wenn nicht Heinrich entweder tiefer in die Schranken der kalten Ehrerbietung gegen Beide zurücktritt, oder sich doch nur als einen gleichfreundlichen Bruder gegen die Eine, wie gegen die Andre beweis't. Und dies ist — wenn ich mich an die Stelle des armen Heinrich setze. . . .

„Nur unter wirklichen Geschwistern möglich!" fiel Thalheim schnell ein, um das Gespräch zu endigen. Denn eine rosige Glut überflog plötzlich Theresens Gesicht, als bei ihren letzten Worten das junge Herz sich selbst über einem neuen zärtlichen Gefühl überraschte, und ihr Auge unwillkührlich den Geliebten mit einem Blick grüßte, der diesem durch die Seele drang.

„Mich dünkt, es warten hier noch große Leiden auf uns, meine Freundin! fing er nach einer

Pause wieder an. Aber wir wollen sie getreulich mit unsern Freunden tragen!"

„Gemeinschaftlich!" sagte das liebe Kind mit heiterem Muthe, und bot dem Freunde die redliche Hand dar. Er schlug sanft ein, und hob sie zum erstenmal zum leisen Kusse an den erbebenden Mund. — —

* * *

So weit das Bruchstück! Ich hoffe, daß Sie, mein Freund, das anfänglich gegebne Wort für gelöst halten: Sie bis zu einem Punkte hinzubegleiten, von wo aus das Ganze der Dichtung einen anziehenden Ueberblick gewährt. — Bleibt auch allerdings der Phantasie des Lesers noch ein weiter Spielraum und die nicht leichte Aufgabe, die Episode von den drei Liebenden, (in der Regel ist man nur auf ein Pärchen eingerichtet,) schicklich und glücklich zu Ende zu bringen, so zweifelt er dagegen auf der andern Seite keinen Augenblick an dem günstigen Geschick der beiden Hauptpersonen. Thalheim, der biedre, ehrenfeste, — an dem sogar eine gewisse pedantische Unbeholfenheit höchstliebenswürdig wird, — und Therese, die reine, demüthige, holdselige Magd, (selbst für Prinzessinnen ein hoher Ehrentitel!) gehören nun einander auf ewig an, und werden, wie auch der Zufall spielen mag, das glücklichste Paar unter der Sonne. Darauf schwört der Leser; und der Autor hätte sein gutes Vertrauen sicher gerechtfertigt und belohnt, wäre es ihm vergönnt gewesen, den Roman zu beendigen.

2632520

WISSENSCHAFTLICHE
STADTBIBLIOTHEK
MANNHEIM
INV.NR.
SEITE